



<36608325600014

Schwarzgelb.

Roman

aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

Alfred Meißner.

Dritte Abtheilung:

Vae Victis.

Erster Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

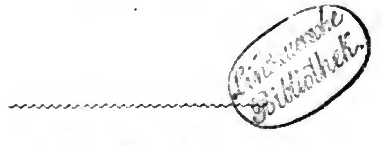
Vae Victis.



Von

Alfred Meißner.

Erster Band.



Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Erstes Buch.





Erstes Kapitel.

Worin Menschen und Blätter Papier verschwinden.

Nach längerem Verweilen in der Fremde kehrt unsere Erzählung wieder nach Oesterreich und zwar nach Wien zurück. Der Frühling 1853 blickte eben in's Land.

Es war inzwischen über den großen Kaiserstaat eine der düstersten Zeitperioden dahingegangen, welche die Geschichte der Völker kennt. Der ganze Umfang und die ganze Tiefe der erlittenen Niederlagen hatte sich bei den Nationen herausgestellt. Die Reichsverfassung war zurückgenommen worden, aber auch die uralten nationalen Institutionen der Länder, welche zum Theil eine eben so alte, zum Theil eine ältere historische Sanction hatten, als das Haus Habsburg

selbst, waren im Strudel der Reaction untergegangen. Die Regierung hatte zwar die Namen der Königreiche und Grafschaften beibehalten und auch deren geographische Grenzen respectirt, doch nur noch zu dem Zwecke, um den kaiserlichen Statthaltern und Militärgouverneuren die Linien ihrer amtlichen Wirksamkeit vorzuzeichnen. Oesterreich war plötzlich ein abstracter Staat geworden, innerhalb welchem die Unterthanen nur Privatrechte gegen einander hatten und der Obrigkeit militärischen Gehorsam schuldig waren.

Dieses neue Staatsprincip war, wie sich denken läßt, nicht einfach durch die Ausfertigung der Publicationen in's Leben zu führen, sondern konnte erst nach Jahren, vielleicht erst bei der nächsten Generation zu verwirklichen sein, wenn die Regierung inzwischen, von Zeitumständen begünstigt, den langen inneren Kampf zu diesem Zwecke würde durchgekämpft haben. Es war nicht allein eiserne Consequenz dazu nöthig und ein so großes Heer, als wenn man drei auswärtige Großmächte als Feinde erwarte, sondern auch ein systematisches Erziehungswerk, um bei den von modernen Ideen corrumpirten, corrupten Völkern die willfährige Aufnahme der neuen Einrichtungen zu sichern.

Das war der Hauptpunkt, auf welchen Alles ankam. Waren die Völker einer solchen Umbildung nicht fähig, so war das reactionäre Verjüngungswerk über kurz oder lang über den Haufen geworfen; wäre aber das militärische Staatsideal mit der Zeit realisirt worden, dann wäre auch der Beweis geführt gewesen, daß die Menschen Maschinen, und daß ihr geistiger Beruf zum Fortschritt und zur Vervollkommung der bürgerlichen Institutionen nur das doctrinäre Hirngespinnst weltunkundiger Philantropen sei.

Der jugendliche Monarch, der über dieses große Reich regierte, hatte Gelegenheit sich von der riesigen Schwierigkeit der von seinen Rathgebern ihm zugewiesenen Aufgabe zu überzeugen, als er damals in den pacificirten Ländern Rundreisen unternahm. Ungarn war noch stark von jenen Räuberbanden durchzogen, welche von dem Einen als Ueberreste der gefallenen Partei, von dem Andern als Plänkler vor einer auftauchenden neuen Bewegung angesehen wurden. Nirgends zeigte sich ein Symptom, daß es der Regierung gelungen sei, in irgend einer Classe der Bevölkerung sich Anhänger zu verschaffen, selbst die Partei der Altconservativen hatte ihre störrische Haltung

keinen Augenblick aufgegeben. Unter solchen Verhältnissen hätte man glauben sollen, würde der Monarch nur in das besiegte Land gekommen sein, wenn er ihm als Geschenk freiere Bewegung und etwas einer Verfassung Aehnliches bieten wolle. Dem aber war der Chor der kaiserlichen Rathgeber ganz entgegen. Das Land sollte lediglich durch die Erscheinung seines ritterlichen Herrn gewonnen, alle erlittene Unbill in den Schlund der Vergessenheit werfen, damit eine neue Epoche für und mit ihm beginne.

Bei den Croaten und Südslaven zum mindesten hätten der Wahrscheinlichkeitsannahme nach die Empfangsgefühle herzlich sein sollen. Hatten nicht sie für die Monarchie gekämpft, als alle andern Völker sich gegen diese auflehnten? Gab es nicht zwanzigtausend Wittwen in der Militärgrenze? Aber auch hier stieß man auf Enttäuschung. Wohl hatten sie gekämpft, aber auch nicht ohne Rückhaltsgedanken, nicht ohne Hoffnung auf eine ihnen rückzuerstattende nationale Selbstständigkeit. Selbst diese unverdorbenen, durch die Civilisation wenig beleckten Menschen waren so undankbar, einen greifbaren Lohn entgegennehmen zu wollen. Sie behaupteten, man belohne sie mit dem,

womit man die Ungarn bestrafe. Thatsache ist es, daß der Empfang, den der junge Monarch bei den Südslaven antraf, fast noch kälter war, als der, den er bei den Magyaren gefunden, und daß das eintretende Regenwetter nicht ungelegen kam, um eine Reise abzukürzen, die persönlich gewiß in der besten Absicht unternommen worden war.

Doch es ist zum Verständniß nothwendig, daß wir die Stimmung der Zeitepoche, in welcher wir den Faden der Ereignisse wieder aufnehmen, noch etwas näher beleuchten, denn so kurz die Frist, die seitdem verflossen, in der That ist, so ist sie in dem Gedächtniß des Lesers vielleicht doch schon verblaßt. Der Mensch ist ein vergeßliches Wesen, und die ihn des Mangels an Dankbarkeit anklagen, sollten auch zu seinem Lobe hinzufügen, daß sein Haß ein kurzlebiges Ding ist.

Es herrschte dazumal in den Gemüthern der ganzen conservativen Partei eine Spannung und eine Erbitterung, die vielleicht noch größer war, als unmittelbar nach den Revolutionsjahren. Die revolutionären Schläge hörten noch immer nicht auf und ihre versprengten Parteigänger erweckten eine noch größere Erbitterung

als vormals die ganze compakte revolutionäre Armee. In Mailand hatte ein Aufstand stattgefunden und war blutig niedergeschlagen worden. Daß jetzt noch, nach so großen Schlachten, der Friede Europa's in Frage gestellt werden könne, erschien in den Augen der Conservativen als das lästerlichste Verbrechen. Während Oesterreich die strengste Grenzsperre gegen Tessin eintreten ließ, alle in der Lombardei lebenden Tessiner auswies und so zu sagen die Schweiz blokirte, um sie für einen unerwiesenen Antheil am lombardischen Aufstand zu züchtigen, verfuhr es andererseits in der Lombardei wie eine kriegführende Macht und sequestrirte die Güter aller emigrirten Lombarden, unbekümmert darum, ob sie inzwischen Bürgerrechte in Piemont erworben, oder fern von der Heimath in andern Theilen Europa's lebten. Zu gleicher Zeit schien es, als ob eine Collectivnote aller festländischen Mächte die Forderung an England stellen werde, jenen ewigen Heerd der Propaganda, der dort unter einer freien Gesetzgebung weiter brannte, auslöschen und gleichsam in's Meer zu werfen. Der Grimm aller Conservativen, besonders aber der österreichischen Militärpartei gegen England kannte seit der Mißhandlung Haynau's

keine Grenzen! Lord Palmerston besonders, der die Auslieferung der Flüchtlinge verweigert hatte, von der ganzen wohlgesinnten Presse Lord Feuerbrand genannt, war die bête noire der Politik, eine Incarnation alles Bösen und Teuflischen; er wurde von allen Regierungsorganen als der Bundesgenosse des — um die Sprache der österreichischen Correspondenz zu reden — „zum Strang verurtheilten Ludwig Kossuth" bezeichnet.

Wie aber wuchs erst der wilde Haß, als — an einem trüben Februarmorgen — auf der Stadtbastei von Wien das Attentat auf Seine Majestät verübt worden war! Es war fortan in den Augen der Wohlgesinnten eine ausgemachte Thatsache, daß Jeder, der nicht zu ihrer Partei gehöre, ein heimlicher Genosse einer wahnwitzigen Mordbande sei; der Verdacht witterte allenthalben Verschwörer und Missethäter.

Wahrlich, Bruno Haldenried hätte für seine Rückkehr nach Oesterreich keinen unpassenderen Zeitpunkt wählen können!

Wiewohl die letzten großen revolutionären Ereignisse schon vier Jahre weit zurücklagen — saßen, schier undenkbar, noch fast in allen Hauptstädten des Reichs,

in Wien, Lemberg, Pesth, Mailand und Hermannstadt Militärgerichte in ununterbrochener Wirksamkeit. Noch am 12. Februar, also vor dem Attentat Libeny's, waren allein in Wien neununddreißig kriegsrechtliche Urtheile wegen „hochverrätherischer und revolutionärer Umtriebe" gefällt worden. In Prag war das Sanct Georgskloster, ehemals eine Correctionsanstalt für Geistliche, dem Militärcommando eingeräumt worden und noch immer mit Gefangenen angefüllt. Der Anhang des im vorigen Jahren gehenkten Julian Goslar aus Galizien, aus zehn jungen Leuten, unter denen der älteste dreiundzwanzig Jahre zählte, bestehend, wurde zu Schanzarbeit von sechs bis neun Jahren verurtheilt. Dazu kamen ehemalige Honvedoffiziere, die zum Theil von willfährigen Regierungen des Auslandes ausgeliefert worden, zum Theil leichtsinnig mit Hoffnung auf Pardonirung heimgekehrt waren. Die commandirenden Generäle erließen noch immer Kundmachungen über das kriegsrechtliche Verfahren im wohlbekannten Styl. Auf die Verbreitung revolutionärer Schriftstücke stand der Strang, ebenso auf den Besitz oder auf Einschmuggelung von Waffen; aber schon der bloße Besitz eines der Regierung mißliebigen Pamphlets oder eines bloßen

Papiers konnte im Fall der Anzeige in den der Militärjustiz unterstehenden Provinzen eine Festungsstrafe von einem bis zehn Jahren zur Folge haben.

Dieses Oesterreich, wie es so war, wurde consequent das verjüngte genannt, obgleich es in seinem Innern die schrecklichste der Geißeln, den Bürgerkrieg, erlitten und Schlachtfelder mit Tausenden von Leichen gesehen. Es ist wahrlich eine traurige Neugeburt, die durch den Donner der Bombardements inaugurirt wird, eine traurige Verjüngung die Verjüngung durch Blut. Doch sprach man immer von ihr. Wo war sie? Wodurch gab sie sich kund? Ich wüßte es nicht zu sagen, es müßte denn der Geldmangel und das immerwährende Negociren von Anleihen gewesen sein. Es ist allerdings das Loos der Jugend, kein Geld zu haben und Schulden zu machen.

In einem eleganten Café auf dem Kohlmarkt in Wien glänzten noch spät Abends die Gasflammen, rollten die Billardkugeln, eilten die Kellner hin und her. Im Hintergrunde, unter dem großen Spiegel, saß eine Gruppe von Literaten und Journalisten, von denen ein Theil das unfern liegende Burgtheater verlassen hatte.

Dem Charakter des Café's entsprechend, das durch seine Menge von Zeitungen ein literarisches war und von Schriftstellern gern besucht wurde, hatte es auch einen literarischen Oberkellner. Lothar, so hieß der Mann, hatte eine ausgesprochene Vorliebe für den Schriftstellerstand und weihte diesem eine Auszeichnung, welche bei ihm zu erreichen Angehörigen anderer socialer Positionen nie gelang. Dabei besaß er eine Kenntniß der Journalistik, wie nur ein alter, routinirter Literat. Er war in der Welt der Politik und noch mehr in der des Stadtklatsches zu Hause und wußte von jedem Schriftsteller, für welches Blatt er schrieb. Er befaßte sich, nebstdem er Zahlkellner war, nur mit dem Hin- und Hertragen der Journale, stand zu den Literaten niederer Gattung in einem beinahe collegialischen Verhältniß, und pflegte selbst bei den bekannteren Namen der Literatur eine Annäherung zu versuchen, sei es auch nur, daß er sie auf diese oder jene merkwürdige Notiz aufmerksam machte. Von jedem Stammgast wußte er, welches Blatt er mit Vorliebe lese, und verstand ihm dieses wenige Minuten nach seinem Erscheinen auf den Marmortisch hinzuzaubern.

Manche wollten behaupten, Lothar, diese scheinbar gutmüthige und naive Natur, sei nicht ganz so harmlos, wie sie sich stelle. Lothar habe die Augen und Ohren überall und stehe in Beziehungen zur Polizei. Ich mag es nicht glauben, daß es ihm aufgetragen war, herauszukriegen, wer für dies, wer für jenes ausländische oder deutsche Blatt correspondire. Er war allerdings in der Lage, manche Beobachtungen machen zu können: denn das Lieblingsblatt jedes Journalisten, nach welchem er zuerst greift, ist meist das Blatt, für welches er schreibt, und der erste Blick in ein Blatt gilt zumeist den eigenen Artikeln — doch, ich will nicht glauben, daß der brave Lothar einem Stande, dem er so viele Achtung zollte und über dessen Mitglieder er sogar Bankiers und Bankaktionäre vernachlässigte, so feindlich hätte entgegenstehen können.

Noch andere böse Zungen behaupteten, daß er ein heimlicher Geschäftsmann sei, der Geld gegen hohe Zinsen leihe, und daß er sehr bösartig werden könne, wenn seine Gelder in Gefahr kämen. Manchem jungen adligen Offizier, hieß es, habe er Wagen und Pferde zwangsmäßig abgenommen und erbarmungslos verkauft. That er dies wirklich, so geschah es sicherlich

blos, um auf anderer Seite den Mäcen spielen zu können, und irgend welche Literaten, die ihm schuldig geblieben waren, nicht drücken zu müssen.

Die Uhr zeigte Zehn. Die beiden Journalisten Rohr und Sittig, die eine Partie Schach gespielt hatten, rafften die Figuren zusammen, während ein Dritter eifrig die Zeitungen las und manchmal etwas in sein Notizenbuch aufzeichnete, ein Vierter aber, ernsthaft rauchend, den Billardspielern zusah.

Der Jüngste der Vier, Rohr, hatte ein feines, interessantes Gesicht mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, ein dünnes, schwaches Bärtchen auf der Oberlippe. Sein Naturell ist heiter und leichtsinnig. Er ist vor Zeiten bei einer aristokratischen Familie Hauslehrer gewesen. Aus dieser Lebensperiode hat er eine große Vorliebe für Eleganz, Comfort und feine Lebensfreuden bewahrt, welche mit seinen jetzigen ärmlichen Verhältnissen im scharfen Widerspruch stehen. Er ist Feuilletonist, der über die Tagesereignisse ziemlich geistreich plaudert, allen schweren politischen Fragen jedoch vorsichtig aus dem Wege geht. Daß er arm ist, sagt uns nebst seinem ältlichen verschossenen Rock auch die tiefschmerzliche Miene, mit der er sein Porte-

Monnaie öffnet, um die verlornen Partien zu bezahlen. Armer Rohr! In den Feuilletons giebt er sich als den feinsten der Dandy's, als einen zweiten Grafen d'Orsay, reitet als mythische Person auf einem Vollblutpferde und betrachtet das Volk der Ballettänzerinnen von der Ecke der Loge. In Wahrheit giebt er Klavierunterricht zu zwanzig Kreuzern die Stunde, wohnt im vierten Stock und sieht das Theater nur vom Parterre aus. In seinen Feuilletons hat er oft Lust fünfzig Louisd'ors zu wetten, daß dies oder jenes geschehen, und wäre geneigt, einer mittelmäßigen Sängerin eine lebenslängliche Rente zu zahlen, damit er sie nie hören müßte, während er in Wahrheit, außer an dem ersten des Monats, nie bei Gelde ist, seiner alten Mutter jeden schwerverdienten Gulden zuträgt und sich mit einem von ihr äußerst sparsam zugemessenen Taschengelde begnügt. Er spricht auch in seinen Feuilletons von der Unverdaulichkeit der Hummern und Seekrebse, von Austern-Frühstücken und Champagner, vom Goldknopfe seiner Reitgerte und läßt die zarten Beziehungen ahnen, in welchen er zu den hervorragenden Schönheiten des Theaterpersonals steht, während er in Wahrheit eher an Hunger als an Unverdaulichkeit

leidet, Seefische nur hinter den Schaufenstern kennen lernt und seine Beziehungen zum anderen Geschlechte die harmlosesten sind. Es sind eben bei vielen Leuten zwei hartgeschiedene Welten, die Welt der Poesie und der Prosa und die erste muß oft bieten, was die zweite versagt.

In diese dem Leser neue Gesellschaft trat plötzlich eine uns längst bekannte Gestalt, Grauwak. Er war in Reisekleidern und sah müde und angegriffen aus. Es konnte nicht anders sein, er hatte Wochen hindurch in Aufregungen aller Art gelebt. Sein Freund Bruno war nämlich seit dem Tage seiner Abreise von Paris spurlos verschollen.

Als Woche um Woche verging und der alte Haldenried keinen Brief, keine Nachricht von dem sehnsüchtig Erwarteten erhielt, hatte er zuerst brieflich bei Grauwak angefragt und später diesem seine ganze Besorgniß mitgetheilt. Die Besorgniß Grauwak's war nicht minder groß. Flugs war er nach Wien zurückgekehrt, um sich persönlich mit dem Alten zu besprechen. Die Folge dieser Unterredung war, daß Grauwak ein paar Tage darauf unter einem plausiblen Vorwande nach Böhmen reiste, um an den Grenzstationen, die Bruno betreten

haben konnte, in der Stille Erkundigungen einzuziehen.

Die Erkundigungen hatten kein Resultat geliefert.

Grauwak war von den Jüngeren, Sittig und Rohr, mit der seinem Charakter und Talente schuldigen Achtung begrüßt worden.

„Sieht man Sie doch endlich wieder!“ rief Rohr. „Ich glaubte Sie wieder in die alte Metropole des Vergnügens, in das himmlische Babylon von Paris zurückgekehrt und fing schon an, Sie recht sehr zu beneiden.“

„Dazu hatten Sie wahrlich keine Veranlassung!“ erwiderte Grauwak, indem er sich setzte. „Wenn Sie wüßten, wo ich war ....“

„Nun, wo waren Sie? Vielleicht giebt's eine pikante Notiz und Gelegenheit im nächsten Feuilleton ein kleines Abenteuer zu erzählen!“ meinte Rohr.

„Bewahre, bewahre!“ entgegnete Grauwak, sich umsehend. „Meine Reise war die prosaischeste von der Welt. Ich habe mich in böhmischen Wäldern und in böhmischen Dörfern umhergetrieben.“

„Da gratulire ich, daß Sie gesund und heil zurückgekommen!“ meinte Sittig. „Ich stelle mir das Land

der böhmischen Krone bei diesem Aprilwetter ziemlich rauh und kalt vor. „Wenn Ihr, nach Böhmen zurückgekehrt, dieses Land mit Sicilien vergleicht, werdet Ihr wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Ländern finden," sagt der göttliche William in seinem Wintermährchen. Aber ohne Spaß, was haben Sie auf dem Terrain Karl Moor's zu thun gehabt? Land und Leute à la Riehl studirt? Ich will nicht hoffen — die Jahreszeit ist diesmal wahrlich nicht darnach."

„Ich habe Verwandte in Böhmen besucht," entgegnete Grauwak, „eine Tante —"

„Natürlich alt und reich, die ihren talentvollen Neffen zu ihrem Universalerben zu ernennen gedenkt —"

„Dies weniger," erwiderte Grauwak. „In unserer Familie wollen die Kapitalisten nicht recht gedeihen. Dazu gehört eine eigene Anlage."

„Ist bei mir derselbe Fall," meinte Rohr. „Ich habe wohl neulich in einem Feuilleton eine Geschichte von meinem Onkel erzählt, der mir aus seiner Gemäldegallerie einen colossalen Murillo schicken wollte, der nicht über meine Treppe zu schaffen war, doch das war mehr Dichtung, als Wahrheit, mehr Dichtung!"

„Also in Böhmen sind Sie gewesen? In Prag?"

fragte ein Neuhinzugetretener. „Nun wie sieht es dort aus? Wie befindet sich der böhmische Löwe?"

„Den Verhältnissen angemessen. Er liegt auf dem Bauch und verdaut seinen Aerger."

„Offenbar das Gescheidteste, was er thun kann. Der weiseste der Menschen könnte nichts Anderes thun. Meinen Sie nicht?"

Der Kellner Lothar war herbeigetreten und schien dem Gespräch zuhören zu wollen, bis Grauwak's fester Blick ihn in sein Kellnerthum zurückwarf und er etwas verlegen murmelte: „Die Abendblätter vielleicht, Herr von Grauwak?"

„Danke, ich lese heute nichts! Bringen Sie mir ein Glas Kaffee, aber es muß recht heiß sein."

Einige Momente später brachte Lothar das Verlangte, aber auch das Abendblatt der Nationalzeitung.

„Ich glaube, Herr von Grauwak," sagte er, „bemerkt zu haben, daß Sie dies Blatt gern lesen. Hier ist es!"

Grauwak, der längere Zeit der Correspondent dieses Blattes gewesen, stutzte befremdet.

„Ei, ei!" sagte er zu dem noch vor ihm Stehenden, „Sie sind die Aufmerksamkeit selbst, ein Muster unter

den Kellnern! Ich war erst wenige Male hier und das vor Wochen; wie wissen Sie —"

„Gewohnheit der Beobachtung," erwiderte Lothar, geschmeichelt lächelnd.

„Noch dazu war das Blatt in anderer Hand," fuhr Grauwak fort, „wie konnten Sie so schnell ...."

„Das Blatt herausbekommen? Nichts leichter, Herr von Grauwak! Es ist mein Hauptaugenmerk, jeden werthen Gast schnell mit dem Blatte, das er am liebsten liest, zu bedienen, und die Herren von der Literatur gehen dabei immer voran. Kann ich nicht das Blatt reserviren, ist es in anderer Haud, bediene ich mich eines leichten Mittels, das auf dem Grundsatz der Attraction beruht. Ich biete dem Leser ein eben angekommenes Blatt, das er ebenso gern liest, oder mache ihn auf eine wichtige Nachricht aufmerksam. Der gierigste Zeitungsfresser läßt dann den einen Knochen fallen und greift nach dem zweiten."

Er flog fort.

„Ein prächtiger Kerl, unser Lothar!" rief Rohr.

„Vielleicht zu klug für einen Kellner," sagte Grauwak. „Ich rathe Euch, auf der Huth zu sein, den Mund zu hüthen, wenn der um die Tische streicht...

Ein Mensch in solcher Stellung hat Gelegenheit viel zu hören und manches journalistische Geheimniß zu erfahren ...."

Ein schallendes Gelächter eines eben Eintretenden unterbrach Grauwak und ließ ihn in die Richtung der Glasthür blicken. Ein kleiner dicker Mann, in den vierziger Jahren, mit dem Gesicht eines jovialen Bonvivants, war mit zwei phantastisch geputzten Damen eingetreten, die von den Umsitzenden sogleich als Schauspielerinnen eines Vorstadttheaters erkannt und bezeichnet wurden.

„Wer ist doch das?" fragte Grauwak. „Sein Gesicht kommt mir bekannt vor, ich erinnere mich aber nicht ...."

„Das ist Hofrath von Eggersdorf, einer unserer liebenswürdigsten und liberalsten Beamten," erwiderte Rohr. „Er scheint wieder einmal en bonne fortune zu sein. Ein prächtiger Mensch, der, so weit es angeht, noch Opposition gegen das herrschende System macht."

Der so Bezeichnete war inzwischen herangekommen, hatte die vier Journalisten erkannt und ihnen freundlich zugenickt, worauf er sich mit seiner Begleitung, zu

der, wie es schien, noch zwei elegant gekleidete Herren gehörten, in das Nachbarzimmer entfernte.

„Das ist Einer," meinte Sittig, „dem es schwer fallen muß, mit den Männern von Heutzutage zu dienen. Innerlich ist er Einer der Unseren. Er mag oft einen schweren Stand haben."

„Ich muß mich wundern," meinte Grauwak mit einem eigentlich mitleidigen Lächeln, „aus dem Munde von Schriftstellern, wie Ihr Alle seid, das Lob eines Mannes zu hören, der an der Spitze des leitenden Preßbureaus steht, um jeden Keim eines freien Gedankens zu ersticken. Das Amt ist mir eben der Mann. Die Regierung, die über uns steht, wird gewiß nicht den Mißgriff begehen, Den zum Vorstande eines so hochwichtigen Instituts zu ernennen, welcher seine Schuldigkeit mit halbem Herzen, das heißt, nur halb zu erfüllen verspricht. Und was anders soll das dem Hofrath gespendete Lob heißen? Viel wahrscheinlicher ist seine Herablassung gegen Literaten nur ein liberales Aushängeschild zur Eroberung optimistischer Leichtgläubigkeit; eine gefällige Persönlichkeit soll zu günstigen Trugschlüssen in Betreff seines unheimlichen Amtes verleiten. Welchen Sinn kann also Euer Lob haben,

Männer der Feder, die Ihr nach eigenem Geständnisse täglich bebt, ob der heute gedruckte Artikel morgen eben so harmlos erscheine, wie am heutigen? Euer Lob ist sinnlos, gerade so, wie wenn Jemand sagte: das ist ein constitutionellgesinnter Scharfrichter, er köpft die Opfer des Absolutismus, seine Gesinnungsgenossen, beinahe schmerzlos und mit großer Rücksicht!"

Die Zahl der anwesenden Literaten war indeß auf ein Dutzend angewachsen. Die Einen lachten, die Andern ärgerten sich, die Einen drückten ihre Zustimmung, die Andern ihre Mißbilligung aus.

„Sie sind kein übler Sophist," sagte ein Mitarbeiter des Donaureichs. „Ihnen gelingt es auch zuweilen, einen schöngewaschenen, wollgelockten Pudel für ein reißendes Thier zu erklären. Ich blättere oft in den alten Jahrgängen unserer Zeitung und lese Ihre Artikel. Da giebt es einen Reichthum von Sophismen, welche auf den ersten Blick in nackter Gestalt absurd wären, aber durch die Entschlossenheit des Ausdrucks und die witzige Einkleidung bestechend geworden sind. Sollten Sie im Ernst glauben, daß eine wohlwollende Persönlichkeit harte Amtspflichten nicht zu mildern vermöge?"

„O gewiß glaube ich das," gab Grauwak rasch zur Antwort. „Ich gebe das zu und doch halte ich alles vorhin Gesagte bis auf's Jota aufrecht. Ich gebe das zu und will sogar ein Beispiel anführen. Der Hofrath Labsky war ebenfalls als ein sehr aufgeklärter und liebenswürdiger Mann anerkannt —"

„Das war er aber auch!" riefen mehrere Stimmen.

„Gut," fuhr Grauwak fort, „er war es auch. Als das Donaureich vor ein paar Jahren seine große Krise durchzumachen hatte, wurde meine Entfernung zur Bedingung des Fortbestehens des Blattes gemacht. Ich trat zurück. Aus Sorge, daß ich an einem andern Journal mein Fortkommen suchen und den Behörden neue Unannehmlichkeiten bereiten werde, wurde ich eines schönen Morgens zur Stadthauptmannschaft in Labsky's Büreau citirt. Der Herr Hofrath machte mir ein freundliches Compliment und bot mir einen Stuhl an, während er einem Unterbeamten auf irgend eine Anfrage Auskunft ertheilte. Dann wendete er sich an mich und fing in nonchalanter Stellung sich mit mir recht cordial und vertraulich zu unterhalten an. Er war ja ein Mann der coulantesten und charmantesten Formen! Im Nu kam das Gespräch auf unsere

politischen Zustände, welche er als exceptionell bezeichnete, und auf meine Wirksamkeit als Publicist. Er sagte mir, daß ich mir hoch oben das Mißfallen nicht sowohl durch die Sachen, über die ich geschrieben, sondern durch den schroffen Ton und die sarkastische Form, in welcher ich sie behandelt, zugezogen habe. Dieses Mißfallen sei so angewachsen, daß man ernste Maßregeln gegen mich zu ergreifen beabsichtigt habe. Gerade jetzt — könne er mir ganz confidentiell mittheilen — schwebe ein Damoklesschwert über meinem Haupte, und er habe mich vorgerufen, um mich zu warnen. Er rathe mir, die Haupstadt auf einige Zeit zu verlassen und einer möglichen Ausweisung zuvorzukommen, gegen die gar nichts einzuwenden, da ich nicht einmal ein geborener Wiener sei. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als fortzureisen und ich beschloß, in Paris mein Brod zu suchen. Nun läßt sich allerdings nicht läugnen, daß der Hofrath sehr human war; wird aber Einer von Ihnen, meine Herren, den mir ertheilten Rath als eine freundliche Maßregel ansehen? Und wird man Denjenigen einen Pessimisten schimpfen können, der darin nichts sieht, als eine gemeine Maßregelung? Eine gewöhnliche

Büchse knallt, mit einer Windbüchse schießt man geräuschlos, die Wirkung ist dieselbe. Hier wählte man ein geräuschloses Mittel, einen unbeliebten Schriftsteller außer Land und um's Brod zu bringen. Ich war damals ohne alle Subsidien und anfangs ganz rathlos .... Glauben Sie, meine Herren, daß ich noch rathloser gewesen wäre, wenn mir ganz kurz gesagt worden wäre: Er hat binnen drei Tagen Wien zu verlassen und damit Basta?"

Einige lachten, Andere ließen eine von Wenn und Aber eingeschränkte Zustimmung folgen, auf welche Grauwak, von einer immer größeren Hitze fortgerissen, scharf antwortete, bis es einem der Redner gelang, etwas zu sagen, was den ganzen Tisch wie einen Mann gegen Grauwak vereinigte.

„Sie kommen aus der Fremde zu uns zurück," sagte dieser, „und sehen die Dinge mit den Augen eines Exilirten an, verbittert, schwarz, also unwahr. Wir Zehn oder Zwölf, die wir um Sie herum sitzen, schreiben täglich mehr oder minder mißliebige Artikel. Werden Sie uns illiberal nennen, weil uns die Polizei noch nicht das Handwerk gelegt hat, wie Ihnen? Glauben Sie das Monopol des Freisinns zu haben?"

Grauwak sah, daß die wohlberechnete Perfidie dieser Argumentation seine Ansicht in den Augen der Anwesenden niederschlug und daß sich darauf mit Worten nichts Wirksames entgegnen lasse.

„O, Ihr Optimisten!“ rief er aufseufzend aus, indem er mit einer heftigen Bewegung in seine Brusttasche fuhr und einen zusammengefalteten Bogen hervorzog. „Ich will Euch einen Beweis des jetzt waltenden Geistes sehen lassen! Les't da ein geheimes Schreiben der Statthalterei an die Kreis- und Bezirksämter und sagt mir dann, was Ihr von diesen Interpretationen der, wie Ihr sagt, zu Recht bestehenden Preßfreiheit sagt.“

Er gab das Blatt dem Nachbar, der es überflog und mit schweigender Betroffenheit weiter circuliren ließ. Grauwak weidete sich an dem Anblick der Verlegenheit und Verwunderung, welche einen der Leser nach dem andern befallen hatte. Von dieser Wirkung ermuthigt, griff er abermals in sein Portefeuille und zog ein zweites Blatt hervor.

Es war eine heimliche Weisung an die Grenzbehörden.

„Da les't noch etwas Pikantes,“ sagte er ruhig,

aber mit beißendem Tone. „Wenn Ihr das gelesen, werdet Ihr es auch für möglich halten, daß ein argloser Reisender, der freilich eine politische Vergangenheit hat, beim Betreten der Grenze ergriffen werden und ganz verschwinden kann."

Ein Gast — ein ältlicher Herr mit einem wohlgenährten, aber bissigen Gesicht — hatte den letzten Theil des Gesprächs angehört und mit Mienen und Bewegungen großes Mißfallen an den staatsverrätherischen Worten Grauwak's kundgegeben.

Jetzt endlich war ihm das Maaß übergelaufen; er fühlte sich gedrungen, sich einzumischen.

„Mein Herr, den ich nicht kenne," sagte er zu Grauwak gewendet, während die Umsitzenden mit unbehaglichem Erstaunen zuhörten, „Sie sitzen hier in einem anständigen Café und sollten Ihr Betragen danach einrichten; Ihre Reden passen aber weit eher für die Aula oder für ein Parlament, als für eine Restauration."

Grauwak hatte sich erhoben und gab ruhig zur Antwort: „Sie müssen im Jahre Achtundvierzig Ihre Angst sehr mäuschenstill getragen haben, daß Sie sich heute anmaßen, auf eine so herausfordernde und ge-

räuschvolle Weise Ihre Wohlgesinntheit an den Mann zu bringen."

„Sie haben vorhin laut gesagt," fiel ihm der Herr mit großer Aufregung in's Wort, „daß bei uns Menschen verschwinden. Wir leben nicht in einem Raubstaate. Sie sollten am Besten wissen, daß die Regierung kein Opfer scheut, um gesetzmäßige Ordnung herzustellen und die amtliche Zeitung beweist fast an jedem Tage, daß eine strenge, aber gerechte Justiz die Kundmachungen über ergangene Strafurtheile dem Publikum nicht vorenthält."

„Können oder wollen Sie läugnen," fragte Grauwak, „daß es Menschen giebt, von welchen Niemand weiß, in welchem Gefängniß sie sitzen, wo, warum und wie lange?"

„Lügen! Lügen!" schrie der Herr.

„Wollen oder können Sie läugnen," fuhr Grauwak mit verbissenem Ernst fort, „daß dies so eben das Loos eines meiner intimsten Freunde ist?"

„Von einem solchen Freunde sollten Sie wahrlich in Ihrem eigenen Interesse schweigen," hohnlachte der ältliche Herr. „Ich wundere mich, daß jetzt die Herren

von dem Tische, an dem Sie sitzen, nicht aufstehen, wie ich es thue!"

Er nahm den Hut und eilte hinaus.

Das Aufsehen, das dieser Vorfall verursacht hatte, sollte sich gleich hierauf noch steigern, als Grauwak die beiden Circulare, welche kurz zuvor die Runde um den Tisch gemacht, zurückforderte. Beide waren nämlich während der unangenehmen Episode spurlos verschwunden.

Nicht minder als Grauwak waren fast Alle erstaunt und von einem eigenthümlichen Gefühl der Unsicherheit erschüttert.

Wer war der Judas in dieser Versammlung, welche sich aus lauter Freunden und ehrenhaften Collegen zusammengesetzt hielt? Und mit welcher Taschenspielerkunst war der Streich gelungen?

Lothar hatte sich die ganze Zeit hindurch dem Tische nicht genaht, wenigstens war er von Niemandem bemerkt worden.

Ein Professor der Prestidigitation ist oder war hier!" murmelte Grauwak.

Sittig, ganz empört, beantragte, daß sich Einer nach dem Andern in ein Nebenzimmer begebe und sich

visitiren lasse, doch dies mußte, des Aufsehens wegen, unterlassen werden.

Voll tiefer Reue, sich vom Zorn über den verschollenen Freund so weit haben hinreißen zu lassen, voll Reue auch, wieder zu vertrauend gewesen zu sein, ging Grauwak heim. Eine neue Sorge trat an ihn heran. Ihm schien es kein allzu schweres Stücklein, aus den beiden ihm gestohlenen Objecten den Beamten ausfindig zu machen, der das Amtsgeheimniß bloßgestellt.

Als er über die Leopoldsbrücke ging, warf er noch einen Blick auf die neuerbauten Bastionen mit den Schießscharten, aus denen die Kanonenmündungen heraussahen. Ein alter Mann, der dem Anschein nach schwer angetrunken aus dem Wirthshause ging, sang das uralte Lied:

'S giebt nur a Kaiserstadt,
'S giebt nur a Wien.

Das Lied erschien Grauwak als der tollste Anachronismus, den er seit Jahren gehört.

Zweites Kapitel.

Worin wir abermals die Spur des Helden vergebens suchen.

Graf Thieboldsegg wohnte seit ungefähr vier Wochen wieder in seinem sogenannten kleinen Palais, das jedoch für die wenig zahlreiche Familie weitläufig genug war, um die Gesellschaft, welche er seiner Stellung gemäß von Zeit zu Zeit bei sich zu versammeln pflegte, würdig zu fassen.

Der Graf war gewohnt, den Ablauf der Saison alljährlich mit einem Feste, gleichsam mit einem großen Feuerwerk zu schließen, diesmal blieb bei ihm Alles still und todt.

Vor Jahren, als der Kaiserstaat in seinen Grundfesten erschüttert bebte, des Grafen Besitz und Stand wankte und auf dem Spiele stand, hatte er Gesellschaft

um Gesellschaft bei sich gesehen, gleichsam als achte er den Sturm draußen keiner wirklichen Sorge werth. Jetzt, da politische Treffer ihm zugefallen und er sich als einen der Mitsieger im schweren Kampfe betrachten durfte, beobachtete er eine für die Welt, das heißt für seine Kreise, unerklärliche Zurückgezogenheit.

Der Schmerz getäuschten Ehrgeizes und verlorener Herrschaft mag groß sein, aber er ist bis zu einem gewissen Grade geringfügig, mit dem freilich minder auffallenden, minder pomphaften Verlust gemessen, der das Herz wirklich ereilt, oder nur bedroht, wenn ein wahrhaft geliebtes Wesen, dessen Wohl und Wehe man wie das eigene empfindet, in ein Unglück gestürzt ist, dessen Ausgang kein Auge vorhersieht.

Der Graf war nun in diesem Falle seiner Tochter gegenüber.

Cornelia war mit ihrem Vater nach Bruno's Abreise fast noch zwei Monate in Paris geblieben. Der Aufenthalt, dessen Ende schon angesagt war, hatte sich in Folge plötzlich eingelaufener Depeschen unvorhergesehener Weise von Woche zu Woche verlängert. Da alle Gedanken Cornelia's in Wien weilten und webten, kam ihr Paris bald so unerträglich wie ein

Deportationsort vor und ihr beständiges Drängen, nach Wien zurückzukehren war natürlich, ohne daß sie es ahnte, eher ein Mittel den Vater zum Bleiben zu veranlassen.

Als endlich kein längerer Aufschub möglich war und der Graf zurückreis'te, war es begreiflich, daß sein Vaterherz der nächsten Zeit sorgenvoll entgegenschlug. Seine Tochter, seit lange schwermüthig und gedrückt, aller Zerstreuung feind, zeigte auf dieser Reise einen an ihr seltenen Humor, eine erregte Liebenswürdigkeit, eine für Alles plötzlich empfänglich gewordene Lebensfreude, so daß sich der Graf oft wie mitgerissen fühlte, trotzdem er wußte, daß der Beweggrund dieser so aufwogenden Gemüthserregung ein Gegenstand war, den er hassen und entfernen mußte. Dennoch war er oft so erfreut und entzückt, daß er hinterher immer mit Wehmuth denken mußte: Warum kann das nicht dauern! Warum kann nicht Bruno Fürst Kronenburg sein! Diese freudige Stimmung hatte jedoch auch ihre gewaltigen Rückschläge, wenn er bedachte, ein wie kurzes Eintagsleben diese neuerwachte Jugendlust seiner Tochter haben werde und er sich als Den anklagen mußte, der dieser Jugendlust, diesem Hochgefühl, be-

reits im Stillen das Grab gegraben. Es war ihm nur allzu klar, daß die nothwendigerweise bald erfolgende Enttäuschung einen Schmerz und eine Trauer hervorrufen werde, eben so groß, eben so tief und jedenfalls nachhaltiger, als diese Herrlichkeit gewesen. Er sagte sich aber, nicht mit Unrecht, wenn er den Maßstab des Alltäglichen zu Grunde legte, zu seinem Troste: daß der Gram nicht tödte und nur in Romanen und Theaterstücken zu verderblichen Katastrophen führe. Eine solche extreme Besorgniß erschien ihm beim Anblick seiner Tochter völlig lächerlich. Ihr Aussehn war so blühend, ihre Gestalt trotz der Zartheit ihres Baues so lebensvoll, ihr ganzes Wesen so jugendfrisch. Ein Uebermaß von Widerstandskraft schien gegen einen zwar heftigen, aber in der Regel flüchtigen Affect, Liebe genannt, vorhanden zu sein, so daß nur die nervöse Aengstlichkeit eines zitternden Vaterherzens auf verhängnißvolle Gedanken momentan hätte fallen können.

In Wien angekommen, war der Graf begreiflicher Weise auf Cornelia's Verhalten sehr aufmerksam. Man kann sagen, daß er dasselbe belauschte und studirte. Die ersten vierzehn Tage erschien sie ihm zwar

unruhig, aber doch nicht so, daß hinter dieser Unruhe eine Besorgniß hervorgeblickt hätte. Der Strahl einer heiteren Stimmung stand, wie ihm schien, oft auf ihrer schönen, klaren Stirne. Durch das ihm beständig vorschwebende Heirathsprojekt befangen gemacht, mochte er die Gemüthslage seiner Tochter doch eigentlich zu seinen Gunsten mißverstanden haben.

Cornelia war bisweilen unruhiger, als sie ihrem Vater erschien. Die Frage, warum sich Bruno nicht sehen lasse, ging ihr in allen erdenklichen Einkleidungen im Kopfe herum. Sollte er Grund gefunden haben, die Einladung des Grafen unberücksichtigt zu lassen, oder nur so lange zögern, um durch den Act klug berechneter Zurückhaltung keinen vorschnellen Verdacht zu erwecken oder vorzubereiten? Daß sich sein Herz von ihr abgewendet haben könne dachte sie zwar dann und wann, aber ihr Vertrauen konnte von dem Gedanken nicht ernsthaft erschüttert werden.

Ihre Erwartung, die von Tag zu Tag, von Woche zu Woche vergeblich blieb, steigerte sich erst zu einer wahren Besorgniß, als sie eines Tages wieder mit Frau Hassenfeld, ihrer einzigen Herzensvertrauten, über Bruno gesprochen hatte. Zum ersten Mal gab

Frau Hassenfeld ihren längst gehegten Sorgen einen Ausdruck. Sie meinte: Bruno's Ausbleiben und Verstummen lasse sich kaum mehr auf gewöhnliche Weise deuten, es müsse beinahe als gewiß angenommen werden, daß er durch irgend einen ernsteren Unfall am Erscheinen verhindert sei.

Frau Hassenfeld, eine Wienerin von Geburt, der es an allerhand Connexionen nicht fehlte, hatte im Interesse der Sache, ganz still, ohne Cornelia davon in Kenntniß zu setzen, schon manche Anfrage an die oder jene Person, welcher Bruno von ehedem bekannt war, gethan. Sie erhielt keine Auskunft. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Bruno, wenn er in Wien wäre, seit drei Monaten von Niemandem gesehen worden sei, ganz abgesehen davon, daß seine Rückkehr unter den damaligen Zeitverhältnissen einen allgemeinen Gesprächsstoff abgegeben haben müßte, da Bruno auch sonst eine bekannte Persönlichkeit war.

Es wurde beschlossen, sich aus dieser Ungewißheit endlich auf's Schnellste zu reißen, indem man aus einer direkten Quelle Nachrichten schöpfen und sich an Bruno's Onkel, den alten Rentier Haldenried selbst wenden wollte. Aber die Ausführung dieses Entschlusses er-

hielt durch einen Zwischenfall einen längeren Aufschub als ihn der Eifer der beiden Damen vorhergesehen hatte.

Frau Hassenfeld wurde in Folge eines heftigen Streites mit dem Grafen von ihrer bisherigen Stellung entfernt und verließ das Haus am andern Tage.

Der Streit selbst konnte eigentlich gar kein Thatbestand, viel weniger ein Vergehen oder eine Schuld zu Grunde liegen, deren Frau Hassenfeld angeklagt werden konnte. Es waren lediglich häusliche Hetzereien kleinlichster Natur, welche sich seit langer Zeit angesammelt und nur durch Provokationen aller Art zu einer Explosion führten. Frau Hassenfeld hatte sich stets der größten Anerkennung von Seite des Grafen zu erfreuen gehabt und nicht einmal der maliciösen Zunge der frommen Comtesse Sophie Veranlassung zur Anklage gegeben. Ihr Verbrechen bestand aber darin, daß sie um Cornelia's Liebe wußte und diese begünstigte. In dem Augenblicke, als dies der Graf in Paris inne geworden, war ihre Entfernung eine fest beschlossene Sache, die nur bis zum günstigen Moment der Ausführung vertagt wurde. Der Graf, lange um eine Ursache verlegen, ließ sich endlich herab auf das tri-

viale Gebiet der Hausverwaltung herabzusteigen und dort die Waffen zu holen, um diese ihm widrig gewordene Hausgenossin los zu werden.

Es gelang ihm. Frau Hassenfeld, weit entfernt, die Falle zu ahnen, von allen Seiten künstlich aufgestachelt, blieb nicht Herrin ihres Affekts und machte dem arglistigen Grafen gegenüber ihr Recht mit verletzender Schroffheit geltend. Dahin wollte Thieboldsegg sie haben. Es ward ihm nicht schwer, das reizbare Naturell eines auf seine Rechte fußenden Weibes zu einer Beleidigung zu treiben und diese wurde wie eine Majestätsbeleidigung aufgenommen.

„Heute habe ich meinen Hausminister über die Klinge springen lassen!" sagte der Graf frohlockend zu sich selbst, sich in der Freude über den gelungenen Staatsstreich die Hände reibend. „Es ist gleichviel, was man zur Cabinetsfrage macht, wenn man die Dinge nur anzugreifen versteht." Mit diesen Gedanken fuhr er in die adliche Ressource.

Cornelia konnte in keinem Augenblick von dem Verlust ihrer Jugendfreundin härter betroffen werden, als eben jetzt, und doch konnte sie, wie die Sache jetzt stand, nichts thun, ohne dem eigenen Vater zu nahe

zu treten, um den Schlag von sich abzuwenden. Sie konnte nur das, was vorgefallen, auf's Tiefste betrauern. Auch Frau Hassenfeld war, als sie aus dem Hause scheiden sollte, tief ergriffen, denn ihre Anhänglichkeit an die junge Gräfin war wie eine aus ihrem eigentlich spröden und herben Innern hervorbrechende Blüthe. Mit Thränen warf sie sich ihrer jungen Freundin an den Hals und gestand, daß sie Alles hätte über sich ergehen lassen, wenn sie geahnt hätte, daß ein Wort von ihr diese Folgen heraufbeschwören würde.

Als Frau Hassenfeld das Haus, wo sie zehn Jahre verbracht, verlassen hatte, war sie nur räumlich, nicht geistig von ihrer Freundin getrennt, denn man gelobte sich neue Freundschaftstreue und versprach sich zu schreiben und vorerst, wenn auch nur auf dritten Orten sich von Zeit zu Zeit zu sehen.

Darin lag der ganze Trost, der Cornelia zurückgeblieben war, aber sie sollte die Scheidende erst vermissen, bis sie wirklich allein war und tausendmal bei Tag und Nacht ein Wörtlein zu sagen hatte, welches sie der Freundin anzuvertrauen gewohnt war.

Die ganze Art, wie Cornelia die Trennung ertrug und sie hatte geschehen lassen, gab ein Zeugniß für

die hohen Rücksichten gegen ihren Vater, wenn es dessen noch bedurft hätte. Der Graf, sich wohlbewußt, daß er mit diesem Schritte die Hand an eine tiefeingewurzelte Jugendneigung gelegt hatte, schöpfte insofern eine große Befriedigung daraus, als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, durch das kluge Fortschreiten von einer entscheidenden Maßregel zur anderen eine ganze Reihe von Verzichtleistungen im Herzen seiner Tochter herbeizuführen, bis sie endlich ganz leise und unvermerkt, ohne einen gewaltsamen Spruch, die Gemahlin Kronenburgs werde geworden sein.

Es war ein paar Tage nach dem Vorfalle und Cornelia saß in später Abenddämmerung auf ihrem Zimmer, als der alte Koß, dem sie geklingelt hatte, eintrat.

„Wann meinst Du, Alter,“ fragte Cornelia mit Unruhe, „daß mein Vater heute heimkommt?“

„Auf keinen Fall vor Mitternacht, gnädige Comtesse,“ erwiderte der Alte. „Er geht heute in die Soiree des belgischen Gesandten, hat große Toilette gemacht und ist in weißer Cravatte, mit dem Stern des Großkreuzes auf dem Frack fortgegangen. Unten hörte ich ihn sagen: Fahr' in's Kärnthner Thor!

Da bleibt er wohl auch ein oder zwei Akte. Vor Mitternacht —"

„Das wollte ich hören," sagte Cornelia und fügte nicht ohne eine gewisse Verlegenheit hinzu: „Ich werde heute einen Besuch erhalten, der geheim bleiben muß —"

Koß zitterte bei dieser Nachricht an allen Gliedern, denn er dachte an Bruno und die Pariser Vorgänge und es war ihm schrecklich, daß diese sich in Wien wiederholen könnten.

„Ich verrathe Alles, Comtesse!" rief er in höchster Aufregung. „Ich verrathe Alles! Ich will kein Lügner und kein Verräther mehr sein, ich sage Alles heraus! Thun Sie hinter meinem Rücken, was Ihnen beliebt, ich meine, was Sie verantworten können, — aber wo es heißt, meine Pflicht gegen meinen guten gnädigen Herrn verletzen, da bin ich im Stande einen Spion, einen Denunzianten, einen wahren Schandkerl abzugeben! Daraus wird nichts und dürfte ich Ihnen nicht wieder vor die Augen — vor die Augen —" fügte er hinzu, „in die ich doch so gerne sehe ....

„So laß mich doch zu Worte kommen, Alter," sagte Cornelia gelassen, über den wilden Erguß des

sonst sanft gefügigen Dieners verwundert, „Du weißt ja nicht, was ich will!“

„Errathe es, sehe es Ihnen an!“ sagte Koß. „Gerade so haben Sie ausgesehen, als Sie mich in Kraßnitz überredet haben, um mich zu einem Mitschuldigen zu machen. Gerade so haben Sie ausgesehen, als Sie mich in Paris beauftragt haben, einen gewissen Brief zu bestellen. Mein Gott, lese ich denn nicht in Ihrem Gesichte wie in einem Buche, das ich ganz gut kenne? Ja, ja, Sie haben wieder einmal etwas Verbotenes vor!“

„Glauben Sie,“ fragte Cornelia, „daß Bruno Haldenried in Wien ist? Es scheint, Sie haben ihn gar gesehen —“ fügte sie beflügelt, mit einer freudig aufzuckenden Bewegung hinzu.

„Gestehen muß ich,“ gab Koß zur Antwort, „daß ich mich bei jedem Ausgang nach ihm umsehe. Freilich nur mit Angst und Furcht. Nein, ich habe ihn nicht gesehen! Gott sei Dank, muß ich sagen, denn der Mensch ist mein Verderben, wie er das Ihrige werden wird!“

„Was reden Sie da für Zeug!“ fragte Cornelia über diese Sprache ungehalten.

„Ich muß so reden," gab Koß zur Antwort. „Wenn Sie von mir fordern, was vom Diener gefordert werden kann, bin ich Ihnen stummen Gehorsam schuldig. Weiter nicht!"

„Was ist denn vorgegangen, daß Du so umgeschlagen bist?" fragte Cornelia erstaunt.

Sie hatte keine Ahnung, daß der Alte in Paris den Auftritt mit dem Grafen gehabt, daß ihm sein weißer Kopf gewaschen worden war und daß er seitdem seinen ohnehin geringen Geschmack an heimlichen Abenteuern, zu welchen er gepreßt worden war, auf's Gründlichste verloren habe.

„Ich bin nicht umgeschlagen," erwiderte Koß, „ich bin nur das, was ich mein Lebtag war — ein ehrlicher Kerl. Ich habe es mir in Paris geschworen, — daß ich das auch bleiben will. Mögen Sie mich nun ungnädig anblicken, Comtesse, — wie Sie wollen: ich bleibe ein braver Kerl, der nichts von verbotenen Dingen wissen will!"

Er wollte sich zur Thüre herausdrücken.

„Höre doch!" rief ihm Cornelia nach, „es handelt sich um Frau Hassenfeld . . ."

Koß trat wieder zurück, doch die Hand an der Thüre haltend, indem er erwiderte:

„Auch die darf nicht mit meinem Wissen herein!"

„Hätte das mein Vater gesagt?"

„Nicht eben," stotterte Koß und fuhr muthiger fort: „Doch müssen Sie es denken, da Sie von einem Besuch sprechen, der geheim bleiben muß."

„Wohl," gab Cornelia zur Antwort. „Doch aus andern Gründen."

„Danken Sie Gott," sagte Koß, „daß Sie die vom Halse haben. Die war Ihr ärgster Feind, ich will nicht sagen aus Bosheit, aber durch ihre Rathschläge, die nicht die rechten waren. Weiß Gott, Sie wären ohne sie auf alle diese Wege nie gerathen!"

„Halt, Koß!" sagte Cornelia mit Entschiedenheit. „Sie ist und bleibt meine beste Freundin auch außer diesem Hause. Hüte Dich, ein Wort gegen sie zu sagen, wenn Du mich nicht beleidigen willst. Gehe, gehe!" setzte sie mit vielsagendem Kopfnicken ruhig hinzu, „ich brauche Dich nicht."

„O Du Himmel," rief Koß, die Hände zusammenschlagend. „Thue ich das, falle ich dort in Ungnade, thue ich das Andere, falle ich hier in Ungnade! Kommt

man denn mit der Ehrlichkeit auf der Welt nicht mehr durch? Die Welt ist nicht mehr die alte, das sieht man alle Tage. Haben Sie Nachsicht mit mir, gnädige Comtesse, denn wer bin ich denn, um zu thun, was ich möchte? Nehmen Sie mir meinen Ungehorsam nicht so übel, denn ich würde ja für Sie durch's Feuer gehen, wenn ich nur wüßte, daß es auch Ihrem Herrn Papa recht wäre!"

„Ich will nichts Unrechtes," sprach Cornelia mit ruhiger Würde „und habe es nie verlangt. Das Geheimniß ist nicht immer ein Verbrechen. Ich wollte mit Frau Hassenfeld einen Abend ungestört verplaudern und verhüten, daß die Leute im Hause darüber Lärm schlagen. Ist das ein Verbrechen?"

„Nun," sagte Koß einlenkend, „wie soll ich das verhüten?"

„Ganz einfach," versetzte Cornelia, „Du führst sie die Haupttreppe hinauf durch den großen Saal."

„O weh, o weh, wenn es der Graf erfährt!" rief Koß. „Nun, ich will es thun, doch zum einen und einzigen Mal!"

Er eilte hinaus.

Frau Hassenfeld ließ nicht lange auf sich warten.

Sie wußte, daß der Graf das Palais bereits verlassen hatte und wartete nur auf ein Zeichen mit dem Niederlassen der Rouleaux, das ihr Cornelia geben sollte. Als dies gegeben worden war, näherte sie sich dem Hause von einer Hintergasse aus. Mit des alten Lakaien Hülfe war sie bald auf dem bezeichneten Wege von jeder Seele unbemerkt hinaufgeführt worden.

Glühend flogen die Freundinnen einander in die Arme.

„Nun kann ich wohl gehen?" fragte Koß, der an der Thür stehen geblieben war.

„Allerdings. Ich werde klingeln, wenn wir den Thee haben wollen," sagte Cornelia. Der Alte entfernte sich, Frau Hassenfeld legte Hut und Mantille ab und rollte wieder den Fauteuil, in welchem sie zu sitzen gewohnt gewesen, in die Nähe des Sopha's, auf welchem Cornelia Platz genommen.

„Welche Nachrichten bringst Du?" fragte sie mit großer Spanuung. „Gutes oder Schlimmes?"

„Urtheile selbst," erwiderte die Freundin. „Ohne mich vorerst bei Nebensächlichem aufzuhalten, erzähle ich Dir meinen Besuch beim alten Herrn Haldenried. Er wohnt in der Renngasse, in einem alten, sehr com-

fortablen Hause, ganz allein. Große Treppen, schwere Bilder im Corridor, Steinfiguren, ein paar alte Diener; ich lasse mich melden und trete ein. Ein alter Herr auf einem Rollstuhl, offenbar sehr leidend, doch von hoher und rüstiger Gestalt, mit einem derben aber wohlgeformten Gesicht, grauen Haaren, aber kohlschwarzen, drohend herabhängenden, buschigen Augenbrauen, sitzt vor mir in einem Bibliothekzimmer und blickt mich eigentlich recht böse an. Ich entschuldige mich und legitimire mich, um sein Vertrauen zu gewinnen, mit einigen Worten als Gesinnungsgenossin, komme dann auf Bruno zu sprechen und werfe einige geheimnißvolle Worte, die einen beziehungsvollen Wink auf die Kraßnitzer Vorfälle enthalten, die ihm nicht unbekannt sein können, hin. Des Alten Gesicht war schon beim ersten Wort in große Bewegung gekommen, er läßt mich nicht zu Ende kommen, fährt in großer Aufregung empor und ruft: Bringen Sie mir Nachrichten von dem Unglücklichen oder fordern Sie solche von mir?"

„Von dem Unglücklichen?" schrie Cornelia auf. „So ist auch er sogar ohne Spur von ihm?"

Sie war plötzlich von allen Hoffnungen, die auf Momente in ihr aufgezuckt waren, verlassen.

„Er ist ohne jede Nachricht, ohne jede Spur seines Neffen," fuhr Frau Hassenfeld fort. „Er hat mir alle Schritte aufgezählt, die er inzwischen gethan, um das plötzliche und so wenig erwartete Verschollensein Bruno's aufzuhellen oder mindestens den Unfall, der demselben zu Grunde liegen kann, zu constatiren. Es war alles umsonst. Ich will Dich mit den Vermuthungen, die er aufgestellt hat, verschonen, dasselbe denken wir ungefähr auch. Er sagte, daß er zwar seine Nachforschungen noch nicht eingestellt habe und dieselben noch lange durch einen Freund seines Neffen verfolgen werde, — dennoch gebe er sich nur einer schwachen Hoffnung hin."

„O wäre er in Paris geblieben!" seufzte Cornelia, indem die Thränen zwischen die Augenlider traten. „Wäre er nicht am Ende wieder dahin zurückgekehrt?" fragte sie kleinlaut.

„Mache Dir keine Illusionen!" erwiderte die Freundin. „Sie sind immer verderblich. Ein Unglück, das mit einem Schlage vorübergeht, führt dann tausend Schläge auf uns."

„O ich wollte," rief Cornelia, „ich hätte das gehört und wäre darüber erstarrt und nicht mehr am Leben!"

„Fasse Dich! liebes, liebes Mädchen," sprach Frau Hassenfeld, mit innigster Theilnahme die Weinende umschlingend. „Freilich, es ist schrecklich. Aber es muß getragen und überstanden werden. Wer kommt durch das Leben ohne blutende Erinnerungen?"

„Hat denn der Onkel nicht die leiseste Hoffnung?" fragte Cornelia, plötzlich von einem neuen Hauche durchdrungen, als wollte sie die Ueberzeugung ihres Unglücks gewaltsam von sich abschütteln.

„Er hat keine," war die Antwort. „Die letzten Worte des alten Herrn waren die: Ich werde nicht ablassen nach ihm zu forschen, obschon ich für ihn, wie über Einen, den ich niemals wiedersehe, nur noch beten sollte. Ich thäte es, wenn mir diese Jugendgewohnheit nicht von den Pfaffen verleidet worden wäre!"

„Ach," schrie Cornelia von Schmerz gefoltert, „das ist schrecklich!" Sie flog durch das kleine Gemach auf und nieder.

„O hätte ich ihm nicht zugeredet, Paris zu verlassen," jammerte sie, wieder stehen bleibend, mit schmerzlich in einander verschränkten Händen. „Er ist mir gefolgt. Ich habe ihm das Leben einmal gerettet und es ihm dann wieder genommen!"

Sie brach in eine wahre Thränenfluth aus. Die Freundin hatte die größte Mühe sie zu beruhigen. Nach mehrstündigem Zureden und Trostzusprechen, während Cornelia nur Klage auf Klage vorbrachte, ohne auf eine zusammenhängende Unterredung einzugehen, gelang es ihr endlich, das aufgeregte Gemüth der Leidenden in den Zustand einer starren Ruhe zu bringen.

„In allen Dichtungen," sagte Cornelia zum Schlusse, habe ich gelesen, daß Liebe das größte Glück, die süßeste Macht des Lebens sei. Die meinige ist von allem Anfang an Sorge, Gefahr und Vergehen — von heute an endloser Gram. Und doch — beweine ich sie . . . . ."

Lange stand der alte Koß draußen bei dem Theeservice und erwartete die Klingel Cornelia's. Er hatte die Spiritusflamme mehrmals angezündet und wieder ausgelöscht. Er lehnte sein Ohr an die Thür und horchte: er hörte rasche Schritte, von Zeit zu Zeit leises Wimmern, dann wieder nichts; so verging Stunde um Stunde. Sein Herz war schwer, sein treues altes Herz ahnte ein düsteres Geschick und böse Tage . . . .

Drittes Kapitel.

Handelt von einem Pferde und dessen Bereiter.

An dem Tage, der jenem verhängnißvollen Abend folgte, an welchem Cornelia die Nachricht von Bruno's Verschwundensein erhalten, fand der Graf seine Tochter tief niedergeschlagen. Er nahm an, daß ihr das Ausbleiben des Mannes, den sie heimlich liebte, Sorgen verursache, da er aber die Bedeutung und Tiefe ihrer Beziehungen nicht kannte, täuschte er sich über ihren Zustand und deutete ihn nur als vorübergehende üble Laune und einen Rest vou Verdruß über Frau Hassenfeld's Entlassung.

Nachmittags saß Cornelia auf dem Sopha, als der Graf bei ihr eintrat. Sie sah sehr angegriffen aus; ihre matten Bewegungen und die Wortkargheit bei der

Bewillkommnung ihres Vaters sprachen von einer auffallenden Apathie, eine Folge der ununterbrochen in ihr wühlenden Gemüthsunruhe.

„Siehst Du," redete sie ihr Vater mit erkünstelter Heiterkeit an, „so traurig aus oder bist Du nur müde?"

„Ich kann nicht läugnen," erwiderte Cornelia, „daß ich mich unendlich müde fühle."

„Das ist Folge der Frühjahrsluft, liebes Kind," sagte der Graf, sich neben seiner Tochter niederlassend. „Gestehe aber, daß Du auch Sehnsucht nach der Hassenfeld hast. Es ist natürlich; Ihr waret so viele Jahre umeinander."

Wie erheitert blickte Cornelia empor, als sie den Vater den Namen der verfehmten Frau zum ersten Male wiederaussprechen hörte.

„Du hast Recht," sagte sie. „Ich war so sehr an sie gewöhnt, es war die einzige Freundin, die ich hatte, unserm ganzen Hause so zugethan, wie ich Niemanden mehr finde."

„Ich gebe es gern zu. Ich bedaure den Vorfall, der ihre Entlassung zur Folge gehabt. Doch Du weißt selbst, ob ich meinem Ansehen dies Opfer schuldig war.

Ich würde sie Dir gern wiedergeben, wenn hundert äußere Rücksichten nicht für den Augenblick im Wege ständen."

„O Vater," rief Cornelia über diese freundlichen Worte entzückt, „Du würdest mich glücklich machen, Du würdest kein trauriges Gesicht mehr an mir sehen, wenn Du sie zurückriefest."

„Jetzt geht es noch nicht," meinte der Graf, „doch das verspreche ich, daß ich sie wieder aufnehme, sobald ein gewisser Zeitraum vorübergegangen und der unangenehme Auftritt tiefer in die Vergessenheit gerückt ist."

Cornelia nahm das Versprechen hocherfreut an, mit dem es dem Grafen keineswegs Ernst war. Er wollte als ächter Diplomat mit einem gleißenden Versprechen eine reale Gegenleistung einkaufen und fuhr fort:

„Die Hassenfeld war und ist sogar eine Nothwendigkeit in unserem Hause. Du stehst so einsam da, so allein. Du hast nur einen Vater und zwar einen, dem sein Beruf alle Muße raubt, mit Dir so viel, als er wünschte, zu verkehren. Wenn ich in Wien bin, geht es noch an, aber wie soll es werden, wenn ich eine Reise mache, ohne daß Du mich begleiten kannst?"

„Hoffentlich," sprach Cornelia, „wird der Fall nicht so bald eintreten."

„Im Gegentheil, mein Kind," versetzte der Graf. „Ich kann jede Stunde Ordre erhalten, nach St. Petersburg abzugehen."

„Was Du sagst!"

„Da muß ich wahrscheinlich vier, sechs, acht Wochen ausbleiben. In der Voraussicht dieses Falles kam ich auf Frau Hassenfeld zu sprechen, obwohl es mich ein Opfer kostet, meinen Mißmuth zu unterdrücken und an ihre Rückberufung zu denken. Da sich aber im Augenblick nichts darin thun läßt, muß ich andererweits um eine für Dich passende Gesellschaft sorgen. Ein Ersatz ist nicht leicht gefunden. Ich denke daher, Dich irgendwohin zu Besuch zu senden. Die schöne Jahreszeit ist so einladend, die ganze Natur steht in der Blüthe. Ich mache keinen Vorschlag, wähle, wohin Du gehen willst, wähle ganz frei."

„Du setzest mich in Verlegenheit. Du weißt, daß ich keine so intimen Bekanntschaften besitze. Ein unseliger Hang zur Einsamkeit ist mir angeboren. Ich habe mir nicht viel Freundinnen erworben."

„Ich weiß es. Was meinst Du zu einem Vor-

schlage: Ich höre, daß Leonie dieser Tage aus Paris hier eintrifft, (es war eine Finte) wenn Du zu ihr gingest?"

„Auf keinen Fall!" rief Cornelia lebhaft, während sich eine finstere Aufregung in ihrem schönen Gesicht abspiegelte. Sie haßte diese Frau sowohl als ihre zeitweilige Rivalin, als besonders der verrätherischen Intriguen willen, welche sie zur Erforschung ihrer Geheimnisse angezettelt. Und doch ahnte sie noch nicht, daß sie von ihr auch schon dem Vater verrathen worden sei.

„Wie denn," fragte der Graf langsam und nachdenklich, um gleichsam seinem Vorschlage den Schein einer Improvisation zu geben, „wenn Du auf kurze Zeit — so lange nur, als es Dir gefällt — nach Enzdorf gingest —"

Cornelia warf aufzuckend einen scheuen Blick auf ihren Vater, denn Schloß Enzdorf war die Sommerresidenz der Familie Kronenburg, deren Abreise dahin nahe bevorstand.

„Findest Du das so seltsam?" fragte der Graf unbeirrt. „Wirst Du denn dort gefangen gehalten, daß Du mich so seltsam anblickst? Wenn Du willst, bleibe hier. Mir fällt es nur deshalb ein, weil der

Besuch zwei Dinge verbinden würde. Erstlich würde er Dich von der Einsamkeit und mich von der Sorge, Dich allein zu wissen, befreien; zweitens würden wir dem alten Fürsten eine große Freude machen, welcher schon mehrere Jahre auf unseren Besuch zählt, ohne daß wir seinen Wunsch berücksichtigt hätten. Die dortige Gegend ist herrlich, das Schloß reizend schön gelegen — warum nicht, Cornelia?"

Cornelia sah stumm zu Boden.

„Die Fürstin liebt Dich," fuhr der Graf fort, „sie war wie bezaubert von Dir, als sie Dich das letzte Mal gesehen. Du würdest ihr um so größere Freude machen, wenn Du eine Zeit lang ihre Adoptivtochter werden wolltest, denn Du weißt wohl nicht, daß Hugo den Militärdienst verlassen und sich zu einem Gesandtschaftsposten begeben will? Möglich, daß Beides inzwischen schon geschehen."

„Höchst seltsam!" rief Cornelia, etwas lebhafter als bisher. „Das überrascht mich! Hugo hatte so große Vorliebe für den Militärstand. In diesem plötzlichen Standeswechsel sieht man, wie wankelmüthiger, ja wie schwacher Natur er ist."

„Darin irrst Du," entgegnete der Graf. „Ueber-

haupt verkennst Du den jungen Mann vollständig. Du hast eben ein Vorurtheil gegen ihn. Ich gebe zu, daß er noch unausgegohren ist, mit einem Worte noch tief in der Jugend steckt. Doch Dir, als Mädchen, mangelt noch der Blick, den Kern, der unter der Hülle sorglosen Leichtsinnes und jugendlichen Uebermuths verborgen ist, herauszufinden. Hugo wird noch nach und nach ein tüchtiger Mann werden. Suche die Ursache seines allerdings wunderlichen Sprunges vom Soldaten zum Diplomaten tiefer und Du wirst der Erkenntniß seines Wesens näher rücken. Man sagt mir, daß er seit Monaten in sich gekehrt, beinahe tiefsinnig geworden."

„Das müßten denn die Nachwehen von Paris sein," versetzte Cornelia. „Abspannung nach wildverlebten Tagen; denn ich habe gehört —"

„Geschwätz! Cancan!" rief der Graf unwillig. „Damengeplauder! Ich habe ihn in Paris so oft gesehen. Seine Sucht, sich dort zu unterhalten, war eher eine krankhafte Gier, sich mit einem Surrogat von Genüssen zu betäuben, da seine tiefe und wahrhafte Leidenschaft mißkannt und zurückgestoßen wurde. Hugo liebt Dich und mir will es scheinen, daß er

seinen Stand nur darum wechselt, um einen Vorwand zu haben, von seinen Eltern fern zu bleiben, in deren Nähe er den Gegenstand seines Unglücks zu treffen fürchtet . . . ."

„Wenn dem so wäre," sagte Cornelia leiser und wie in sich gekehrt, „so würde ich ihm im Stillen Abbitte leisten! Unglückliche Liebe ist wohl im Stande, den Menschen aus allen seinen Bahnen hinauszuwerfen!"

Sie hatte die Augen auf ihren Vater gerichtet. Beider Blicke trafen sich. Sie bereute, die letzten Worte gesagt zu haben, während der Graf dieselben mit peinlicher Ueberraschung als einen neuen Maßstab der Gemüthsstimmung seiner Tochter hinnahm.

„Wie es jetzt steht," hob der Graf ablenkend an, „sehe ich nicht ein, warum Du nicht auf beliebige Zeit nach Enzdorf gehen solltest —"

„Du hast Recht," warf Cornelia mit gedankenvoller Miene hin.

„Nicht wahr?" sagte Thieboldsegg erheitert und wie von einer Last befreit. „Du bist ein braves, liebes Töchterlein!" Er umarmte sie. „Du weißt, daß mein Herz, mein Leben an Dir hängt. Wenn ich Dir

rathe, so habe ich Dein Glück im Auge, und wenn ich Dir ein Leid zufügte, hielt ich es für schlimmer, als hätte ich eine Waffe gegen meine eigene Brust gekehrt. Ich habe Niemand auf Erden, als Dich, den ich liebe. Was ist mir sonst diese Bettelwelt?"

„Ich weiß es," sagte Cornelia, den Vater mit ihren großen blauen Augen anblickend, gerührt, „ich weiß es, daß Du mich liebst." Im Stillen dachte sie: Er ist wirklich so herzensgut gegen mich! Vielleicht würde er mir helfen, wenn ich es wagte, ihm ein Geständniß abzulegen."

„Liebes Kind," sagte der Graf, „ich bin auch hauptsächlich deshalb zu Dir herübergekommen, um Dir zu melden, daß ich Dir eine kleine Ueberraschung bereitet habe. Ich habe Dir vor Kurzem ein arabisches Reitpferd von einem Gutsbesitzer aus der Walachei gekauft, ein Thier von einer Schönheit und Grazie, wie sich dessen eine Kaiserin bedienen könnte. Es stand seit einigen Wochen hier auf der Reitschule, um — er lächelte — die höchste Weihe der Kunst zu erhalten."

Während noch über den Gegenstand weiter gesprochen wurde, meldete der alte Koß, daß ein Bereiter mit einem Pferde angekommen sei und unten warte.

Cornelia empfand eine gewisse flüchtige Freude über das Geschenk, das ihrer harrte, als sie sich am Arm ihres Vaters in den Hof hinunterbegab. Diese Freude steigerte sich, als sie das edle Thier, vom Bereiter vorgeführt, in Augenschein genommen. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für schöne Pferde, wie wenig sonst diese Liebhaberei mit ihren übrigen Neigungen zusammen stimmte. Diese Vorliebe war die einzige aristokratische Passion, die sie von ihren Vorfahren geerbt.

„Reiten Sie einmal das Pferd vor," rief der Graf dem Bereiter zu, der sich bei dieser Aufforderung behend in den Sattel schwang. „Zeigen Sie uns, was Ihr Schüler auf der Hochschule gelernt hat!"

Der Bereiter fing im Hofe, der eigentlich eine große von Bäumen umhegte Sommerreitschule war, die ganze Schule abzureiten an.

Nachdem man das Pferd sattsam bewundert, bemerkte der Graf über den Mann, der ein lebhafter flott aussehender Fünfziger war und unwillkürlich für sich einnahm, zu seiner Tochter:

„Der Mensch reitet meisterhaft!"

„Hören Sie," rief er dem Bereiter, der eben eine Volte

im kurzen Galopp zu reiten begonnen, zu: „Was sind Sie für ein Landsmann?"

„Ein Ungar, Excellenz," antwortete der Reiter und ritt die Volte zu Ende. Als er wieder in Schritt einlenkte, sagte der Graf:

„Ja, die Ungarn verstehen zu reiten!"

„Nicht allein das, Excellenz," erwiderte der Bereiter mit vielsagendem Ton und Blick.

„Wo waren Sie im Jahre Achtundvierzig?" fragte Thieboldsegg nicht ohne Absicht.

Der Bereiter besann sich einen Moment, worauf er mit Humor rasch antwortete:

„Zwischen Pesth und Kapolna!"

Der Graf bewegte den Kopf hin und her, wie Einer, der etwas vernommen, was er lieber nicht gehört hätte.

Dies bemerkend sagte der Bereiter, sich auf den Mund schlagend:

„Hast Du Dich schon wieder vergaloppirt! Excellenz, ich traute mir zu, den Teufel selber zum frömmsten Gaul zuzureiten, aber meiner Zunge lege ich umsonst Zaum und Zügel an. Ja, das ist das ungarische Blut! Darin ist lauter Feuer und Schwefel. Meine

Zunge wirft mich überall aus dem Sattel! Das ist mein Malheur! Und das wird in diesem Leben nicht anders."

„Waren Sie bei dem Aufstande betheiligt?" fragte der Graf.

„Ich kann sagen ja und nein," war die Antwort, „kurz vor der März-Revolution war ich Bereiter an der kaiserlichen Reitschule. Diese Stelle habe ich plötzlich verloren, weil ich mich gegen das zweite Gebot gar oft versündigt, welches heißt: Du sollst den Namen Metternich nicht eitel nennen! Was blieb mir übrig als nach Hause zu gehen? Ich wurde Soldat in der ungarischen Armee und kämpfte gegen die Raitzen. Als Fürst Windischgrätz gegen Pesth zog, ging ich mit nach Debreczin. Unterwegs, ehe ich die Theiß überschritt, wurde ich todtkrank am Fieber und blieb auf der Pusta in einem Bauerhause drei Monate liegen. Nach der Schlacht von Kapolna war ich nothdürftig genesen. Sieh', da kamen die Oesterreicher auf der Flucht, oder auf dem Rückzuge oder, wollen wir sagen, auf dem Rückmarsche und nahmen mich, weil ich abermals meinen Mund zur unrechten Zeit aufgethan, als Gefangenen mit —"

„Und wie sind Sie losgekommen?" fragte der Graf mit Interesse.

„Durch einen Ritt zur rechten Zeit," gab der Bereiter mit Humor zur Antwort. „Ich habe mich beim Transport auf ein alleinstehendes Ordonanzpferd geschwungen und davon war ich —"

Cornelia's gehobene Laune war durch die Erwähnung des ungarischen Aufstandes verscheucht und ihr Geist in den Kreis ihrer finstersten Gedanken gezogen. Mit halbem Ohr hörte sie zu und wenn sie einen Blick von Zeit zu Zeit auf den Erzählenden warf, hätte sie am liebsten fragen mögen, ob er Bruno Haldenried gekannt habe.

„Leben Sie seitdem in Wien?" fragte der Graf.

„Nein, nein," war die rasche Antwort. „Ich habe hier um dieselbe Zeit meine gegenwärtige Stellung angetreten, als Sie, Excellenz, uns dieses Pferd übergeben haben. Ich war vorher Condukteur in Böhmen — aber nicht gar lange — wie Sie schon wissen — meine Zunge geht immer mit mir durch. Ich habe einem Grenz-Commissar die Wahrheit gesagt und ihn in dienstlicher Funktion beleidigt, weil mich seine pascha-mäßige Behandlung eines meiner Passagiere, den ich

im Nu liebgewonnen, ganz wild gemacht hatte. Aber ich sehe, daß meine Zunge mit mir abermals durchgeht, indem ich Ihnen das Alles so cordial erzähle. So gelingt es mir nicht, mir Protektionen zu schaffen. In dieser Zeit kommt Derjenige am weitesten, der das spricht, was man hören will, obwohl ich einem ganz Stummen noch den Vorzug gebe, weil der seine Zunge ausschließlich zum Speichellecken verwenden kann!"

Er machte eine rasche Schwenkung mit seinem Pferde und jagte im Galopp in den Hintergrund des Hofes, als ginge es einer feuerspeienden Batterie entgegen.

Hätte Cornelia geahnt, daß dieser Mensch der letzte Augenzeuge der Schicksale ihres Bruno war, als dieser auf der böhmischen Grenzstation festgehalten wurde!

Der Bereiter und jener muthige Condukteur waren dieselbe Person, Stephan Neboi.

Viertes Kapitel.

Führt uns die Metamorphose eines alten Bekannten vor.

Wir treten auf das Redaktionsbüreau des Donaureiches — eines der meistverbreiteten einflußreichsten Blätter mit einem gemäßigt liberalen, ja oppositionellen Aushängeschilde, in Wahrheit aber der Regierung ganz ergeben und von dieser geschützt und geschätzt, weil diese trugvolle Maske eines abhängigen Journals auf die Stimmung und Leitung des Publikums sicherer influenzirt, als der laut klingende Posaunenton aller Herolde, welche sich mit der Inspiration der geheimsten Regierungsgedanken brüsten.

Unter den hunderten von Zeitungen, welche damals in allen Theilen der Monarchie erschienen, gab es nur einen unendlich kleinen Bruchtheil solcher, welche den

Namen der Unabhängigen verdienten. Natürlich hatten diese ein schweres Leben, ein hartes Loos und vermochten sich nur durch die raffinirtesten Lavirungskünste im Strome der allgemeinen Reaction über dem Wasser zu erhalten, denn die Behörden lauerten ringsum mit der Gier der Haifische, um bei der geringsten Unvorsichtigkeit, deren sie sich schuldig gemacht, nach ihnen zu schnappen. Bei dem gegen sie herrschenden Mißtrauen durften sie kaum die Akte der Regierung zu commentiren, geschweige zu kritisiren wagen, und mußten sich gewöhnlich auf die dürrste Wiedergabe des Thatsächlichen mit lakonischer Kürze oder nichtssagender Umschreibung beschränken. Bei dieser ihnen auferlegten unnatürlichen Haltung mußten die unglücklichen Organe an Interesse einbüßen und die Trockenheit und Dürftigkeit ihres Inhalts in der Gunst des großen Publikums büßen.

Durch dieses System, die ganze Presse unbedingt zu beherrschen und zu discipliniren, hatte die Regierung eine unglaubliche Gewalt in ihrer Hand, nach Innen sowohl, als nach Außen. Jeder populäre Namen, der ihr mißliebig, wurde todtgeschwiegen und der Erinnerung des Volkes geraubt und entzogen. Jeder

Mensch, der bedeutungsloseste Büreaukrat hingegen, welcher zu einer hohen Stellung berufen war, welche Ansehen forderte, war auf einen Wink der Regierung durch die tausend dienstfertigen Federn ein großer, bedeutender, geistvoller, sogar ein genialer Mann. Dieses System drohte sich bis in's Maaßlose und nahezu Komische zu gipfeln, als der Presse die Weisung ertheilt wurde, sich sogar der Angriffe auf das Personal des Hofburgtheaters zu enthalten, weil seinen Mitgliedern durch den Contrakt die Stellung von Staatsdienern zukomme.

Noch nie seit Guttenberg's Zeiten oder seitdem auf Englands an allen hohen Erfindungen ergiebigem Boden sich die Presse auf die Höhe ihrer Macht entfaltet, war den Machthabern durch die Servilität der Journale eine so hohe Idee von ihnen selbst und eine so schimpfliche von der Menge beigebracht worden und nie zuvor war noch von der furchtbarsten Waffe, welche der Freiheitsgeist gegen den Absolutismus gefunden, mit einem so anhaltenden Erfolge ein den Völkern und deren Bestrebungen so feindlicher Gebrauch gemacht worden.

Vergeblich frägt man nach einem anständigen Grund,

wie Schriftsteller dazu kamen, in dieser Zeit bis zum Ekel die Begeisterung für Oesterreich an den Tag zu legen, da doch die Regierung die schriftstellerische Thätigkeit, überhaupt den Geist und das Wort als ihren Feind ansah und die Schriftsteller selbst als eine gefährliche Menschenklasse betrachtete. Kein Antheil, geschweige eine Auszeichnung hatte je schriftstellerisches Wirken belohnt, nur für literarische Schranzendienste gemeinster Art hatten die oben Stehenden ein gnädiges Lächeln übrig. Die Censur war nun freilich aufgehoben, dafür aber standen die Blätter unter dem Damoklesschwert der Verwarnungen und Suspension und Cautionsentziehungen; wegen der geringfügigsten Dinge, welche nicht so dargestellt worden waren, wie es der Regierung genehm, wurden die Redakteure vor die Polizeibehörden citirt, welche durch Einschüchterungen aller Art auf die künftige Haltung der Journale Einfluß nahmen.

Eine wie immer geartete Kritik der Regierungsmaßregeln war unmöglich gemacht und der Lobsalm allein an der Tagesordnung. Die Federn, die die Kunst nicht verstanden, sich mit dem Winde zu drehen, wurden zertreten, denn die Regierung war entschlossen,

nichts anzuhören, als ihr eigenes Lob. Es war eine Zeit, ungefähr wie jene in Rom, als Pompejus geschlagen war und das Schwert Cäsars unbeschränkt herrschte. Auch da blieb den unabhängigen Schriftstellern und Rhetoren nichts übrig, als die Tugend der Besiegten, die Resignation, zu üben. Cicero mußte die Rednerbühne verlassen, zog sich auf sein Landgut zurück und las seinem Freunde Hirtius nach einem einfachen Mahle Abhandlungen über „die Freundschaft" oder über „das Alter" vor: es war das Einzige, was sich noch schreiben ließ, wenn man nicht das Lob Cäsars schreiben wollte.

Es war die Zeit der Amaranthpoesie, der Schriften über die Wiedererweckung des christlichen Bewußtseins, dabei auch die Zeit der Senora Pepita. Ansichten, wie wir sie zu Anfang dieses Buches aus dem Munde des Pater Michael vernommen, waren nicht mehr Curiositäten, sporadische Erscheinungen, sie waren einem großen Kreise eigen und waren eigentlich die höchsten Orts maaßgebenden Ideen. Der Minister des Unterrichts lebte in ihnen und für sie und war entschlossen, ihnen durch die Schulen eine großartige Pflanzstätte zu eröffnen ....

Unter so bewandten Verhältnissen erklärt sich die Wirkung, welche das „Donaureich“ auf die weitesten Leserkreise hervorgebracht, auf einfache Weise. Das Flämmchen seiner Opposition mußte an dem großen wolkenbedeckten Nachthimmel wie ein Stern erster Größe erglänzen. Es kam aber auch nicht selten, es kam sogar häufig vor, daß sich seine Kritik einzelner Regierungsakte bis zu einer großen Feuerscheibe erweiterte, theils um schließlich die gehorsamste Zustimmung aus praktischer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeitsgründen zu erklären, theils um den Glauben an den Liberalismus der Redaktion mit kluger Arglist auf's Neue zu befestigen.

Wer sollte nun glauben, daß der Leiter dieses perfidesten aller Organe derselbe Doctor Schmey war, dessen Gesinnungstüchtigkeit und principielle Consequenz bei seiner nächsten Umgebung sowohl, als in den fernsten Theilen der Monarchie feststand wie die Sonne?

Man hat nicht nöthig, zu weit hinter uns liegenden Geschichtsperioden zurückzugreifen und etwa an die Wiederherstellung der Ordnung durch Sulla und an den Regierungsantritt des ersten römischen Imperators zu erinnern, um an Beispielen zu veranschaulichen,

wie nach allen Wechseln von Staatsformen, wenn sich ein Einzelwille an die Stelle der Allgemeinheit gesetzt hat, die politische Athmosphäre Dünste und Gifte entwickle, welche die Charaktere zersetzen, die Rechtsbegriffe zernagen und Axiome der Privat- und Staatsmoral, die vordem unumstößlich schienen, mit der Schärfe corrosiver Stoffe zerfressen. Eine solche Zeit steht uns ja noch nahe, sie liegt dicht hinter uns, Jeder von uns ist Zeuge gewesen, wie viel Fälle von Corruption, Depravation und Apostasie unter Menschen vorgekommen, welche wir selbst gekannt und an welchen wir vordem nie gezweifelt hatten.

Diese traurigen Thatsachen, welche oft den feurigsten Philantropen in einen Misantropen verwandeln möchten, pflegen alle Revolutionen zu begleiten und bilden gleichsam die moralischen Naturerscheinungen während und nach den Erdbeben der Staaten.

Doctor Schmey's Umschlag war allerdings groß, aber durch die Zahl der gleichnamigen Fälle hatte er eine Entschuldigung für sich, vornehmlich dadurch, daß der Stärkere den Schwächeren verführte. Man erinnert sich wohl noch, daß er selber seine Laufbahn für unterbrochen gehalten hatte und daß er sich erst auf

die Bahn der Sieger begab, als ihm die Sirenenstimme der Macht im wohlgewählten Momente, in einer Stunde der Verzweiflung, von einem neuen glanzvollen Leben das Lied gesungen.

Mit dem ersten Conflicte und mit dem ersten Schritte, welchen er in's andere Lager gethan, hat der Zwang aufgehört. Die innere Scham ist erloschen und an ihre Stelle tritt der Wetteifer mit den übrigen Ueberläufern und der Ehrgeiz, sie alle zu überflügeln.

Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß der ehemals radical gesinnte Oppositionsgeist sich in einem so kurzen Zeitraum mit der Sache, der er seitdem gedient, bereits assimilirt habe. Der Fortschritt nach dieser Richtung hin war freilich erstaunlich groß, aber in einer Epoche, welche alle Ideale belächelt, die Idealität bestraft und sich nur an den rein materiellen Theil der menschlichen Natur wendet, muß das persönliche Wohlbefinden Trost und Ersatz bringen, und während oben die Staatsgewalt alle Mittel anwendet, um den rücksichtslos egoistischen Alleinbesitz zu erhalten und zu vermehren, schachert unten der individuelle Egoismus, um in's Trockene zu bringen, was zu erhaschen ist.

Die neue Stellung und die aus ihr fließenden bedeutenden Einkünfte hatten natürlich auch bereits auf den ganzen Habitus des ehemaligen Demokraten eingewirkt. Er hatte sich äußerlich und innerlich nobilisirt. Sein feiner Anzug hatte etwas vom Geckenhaften und sein Betragen verrieth den vornehmen Stolz dessen, welcher beständig fühlt, wie tief das Volk unter ihm steht. Er hatte mit allen alten Bekanntschaften gebrochen, alle Dutzbrüder von ehedem verleugnet, wenn ihm diese jetzt nicht irgendwie nützlich sein konnten und irgendwie zur äußeren Ehre gereichten. Spekulanten, von welchen Tantiemen zu erwarten waren, Eisenbahnmillionäre, welche ihn mit Aktien beschenken konnten, Diplomaten, welche zu Mittheilungen geneigt waren, und ihn in einen Nimbus vor Seinesgleichen hüllten, bildeten jetzt seinen Umgang, ohne daß er darüber die Antichambre der Großen vergaß.

Wie bekannt, war er nie als Schriftsteller bedeutend, im Gegentheil; aber ein Staatsgeschäfts- und Redaktionstalent hätte ihm selbst von seinem ärgsten Verläumder nicht abgesprochen werden können. Jetzt hatte er es bequemer gefunden, selbst selten zu schreiben und sich Kräfte zu miethen, die er schreiben ließ.

Eine Ausrede dazu gaben ihm die mannigfachen Geschäfte, die Sitzungen und Verhandlungen. Er wirft nur seinem Personal, dessen Wahl für seine Zwecke trefflich berechnet ist, die leitenden Ideen in wenigen Zeilen hin und überläßt die Ausführung, Anordnung, Stylisirung den Unterredakteuren, denen er je nach der Natur und Bedeutung des Artikels sogar aufträgt, ob sie die Arbeit in körniger Frakturschrift oder orakelhaftem Dunkel, mit prickelndem Witz oder energischer Leidenschaftlichkeit abzufassen haben.

Daraus erhellt, daß „seine Leute“ nicht bei ihm die Achtung der Ritter vom Geiste genießen, sondern mehr oder weniger, je nach ihrer größern oder geringeren Wehrlosigkeit als literarische Handwerker und Handlanger behandelt werden. Er ist der Herr und die Seele des Journals, oder, um in einem zeitgemäßen Bilde zu sprechen, der commandirende General.

Sehen wir uns Doctor Schmey einmal auf seinem Redaktionsbureau an. Dieses befindet sich in einem der bestgelegenen Häuser der innern Stadt, im Hofe, von wo aus eine bedeckte Gallerie seine prachtvolle Wohnung nach der Straße hin verbindet.

Das Büreau besteht aus vier Piecen. Die letzte

ist der Salon, wo nur Größen empfangen oder heimliche Geschäfte abgemacht werden. Daran stößt Schmey's Arbeitszimmer. Nebenan, in einem großen Zimmer, sitzen seine Leute an verschiedenen Secretären. Für alle Sterbliche zugänglich ist nur ein Vorzimmer, welches zugleich das Insertenbüreau ist.

Wir finden heute den staatsmännischen Redakteur in einem seidenen, schwarzen, feindurchsteppten Rock, eigentlich einem Schlafrock in Form eines Jagdfracks, einem Meisterwerke Gunkel's. Er sitzt im damastüberzogenen Fauteuil vor einem Wust von Zeitungen und überfliegt die gestrige Nummer seines Blattes.

Plötzlich mit einem wilden Ruck klingelt er.

Der Redaktionsdiener tritt ein.

„Herr Kleinzug soll sofort zu mir kommen."

Kleinzug erscheint, ein Jüngling zwischen sechsundzwanzig und dreißig Jahren, dessen Oberhaupt eine große Neigung kahl zu werden und dessen Unterkiefer eine große Neigung einen Urwald von Bart hervorzutreiben verräth. Er ist blaß und hager, mit einer langen, sehr spitzen Nase ausgestattet, hat aber sehr schöne braune, melancholische Augen. Er hat etwas Müdes und Abgespanntes in seinem ganzen Wesen,

ein Charakterzug an ihm ist eine fortwährende Unzufriedenheit. Als Journalist ist er ein Mann von mäßigem Talent, aber maßloser Geduld, der den Prügeljungen für alle üblen Launen seines Chefs abgeben muß.

„Hören Sie, Kleinzug," sagte Schmey, den Nasenklemmer aufsetzend, „ich finde hier in der gestrigen Nummer, in den vermischten Nachrichten, folgende Notiz: „„Dem Vernehmen nach hat Fürst Hugo von Kronenburg seine Rittmeisterstelle in der k. k. Armee niedergelegt und soll der Gesandtschaft von St. Petersburg attachirt werden.""

„Wäre die Nachricht ungegründet?" fragte Kleinzug, der die Ungnade seines Chefs merkte und deren Ursache zu erfahren wünschte.

„Hm! hm! Schön! Hinterher noch in Zweifel, ob die Notiz richtig!" rief der Chef höhnisch. „Darum handelt es sich nicht. Die Thatsache ist allerdings richtig, aber wie ist die Einkleidung! Soll doch Einer probiren, die Sache dürrer hinzustellen! Sie müssen gerade in Eile gewesen sein, in's Café zu laufen, denn sonst kann ich mir diese lederne Kürze nicht erklären."

„Ich begreife nicht —“ stotterte Kleinzug.

„Sie begreifen nicht?“ fragte Schmey. „Sie haben nicht einen Funken Phantasie! Und Sie ambitioniren große Artikel zu schreiben, da Sie nicht einmal einer so kleinen Aufgabe gewachsen sind?“

„Ich muß doch bitten, mir meinen Fehler klar zu machen,“ meinte Kleinzug bescheiden.

„Wissen Sie,“ fragte der Doktor, sich gravitätisch erhebend, daß der alte Fürst Kronenburg der Repräsentant einer der größten und mächtigsten Familien unseres Kaiserstaats ist?“

„Allerdings.“

„Gut. Wissen Sie, daß ich mich des Wohlwollens Seiner Durchlaucht erfreue und schon die Ehre hatte, seinem kleinen Cirkel beigezogen zu werden?“

„Auch das ist mir bekannt.“

„Dann frage ich Sie,“ fuhr der Doctor, sich wieder niederlassend fort, „ob es nicht die Pflicht meines Journals sei, eine solche Nachricht, sowohl im Interesse der erlauchten Familie, als auch des Publikums, mit größerer Sorgfalt auszustatten, ihre Tragweite zu beleuchten, ihre Bedeutung zu signalisiren?“

„Aber was soll man über den jungen Fürsten

sagen?" fragte Kleinzug ganz desperat. „Er gilt für ganz unbedeutend —"

„Kennen Sie ihn?" fragte der Redakteur scharf, Kleinzug mißfällig fixirend und sich wieder gravitätisch erhebend. „Haben Sie je mit ihm conversirt? Waren Diejenigen, die Sie über ihn reden gehört haben, competent ein Urtheil über ihn zu fällen? Doch was ereifere ich mich! Er hat den Posten! Wissen Sie, daß der Gesandtschaftsposten in St. Petersburg gegenwärtig, da die orientalische Frage wieder zu spuken anfängt, ein hochwichtiger ist?"

„Unstreitig," erwiderte Kleinzug mit willigster Zustimmung, „dagegen kann kein ernstlicher Zweifel aufkommen."

„Nun also," sprach der Doctor, sich wieder setzend. „Ist der Gesandtschaftsplatz so überaus wichtig, setzt man den ersten besten Menschen, der ohne jede Vermittelung von der Cavallerie zur Diplomatie übergeht, hin?"

„Das wohl nicht, hoffentlich nicht," meinte der Journalist. „Doch dem habe ich ja nicht vorgegriffen, das wird Jedermann annehmen müssen."

„Ein Journal ist dazu da, Bester," antwortete der

schulmeisternde Doctor, „um die Gedanken präcis und concret an den Mann zu bringen, nicht aber um dem lesenden Publikum die Arbeit zu überlassen. Wenn Sie künftighin eine Notiz über eine Persönlichkeit bringen wollen, deren Familie ich die höchsten Rücksichten schulde, so haben Sie sich vorher bei mir zu informiren, da ich beinahe daran verzweifle, Ihrem Takt und Blick das Gelingen des Artikels zu überlassen."

In diesem Momente trat ein livrirter Bediente ein und meldete Herrn Arnold Stropp, den Bruder des uns von Kraßnitz her bekannten Philipp. Mit einem Winke, daß Kleinzug entlassen sei, begab sich der Redakteur mit seinem Besucher in den Salon.

Die Beiden warfen sich nach einem cordialen Händedruck in die Fauteuils.

Arnold Stropp, Großhändler, überhaupt ein Geschäftsmann, dessen Wirkungskreis insofern ohne Grenzen war, als er sich in jede Unternehmung, welche Gewinn versprach, stürzte, war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, untersetzt, von der korpulenten Statur eines sich wohlnährenden Phlegmatikers. Sein Kopf war groß und kahl, sein Gesicht von Ge-

sundheit strotzend, derb, roh, trivial, nur die Augen und Mienen verriethen Gier und Pfiffigkeit als die einzigen geistigen Spuren in diesem Fleischklumpen.

Dieser Emporkömmling, der es aus der gedrücktesten Lage so hoch hinaufgebracht hatte und rastlos weiter strebte, als wenn er jeden einzelnen Groschen dringend brauchte, und bei seiner unermüdlichen Thätigkeit, von dem bisherigen Glücke begleitet, die glänzendsten Aussichten noch höher zu steigen hatte, war aller Bildung baar, unfähig auch nur einen ordentlichen Geschäftsbrief zu schreiben, und von der Natur gleichsam verurtheilt, auch nicht im Umgang mit feinen, gebildeten Leuten, welcher ihm ja jetzt nicht mehr fehlte, irgend etwas zu lernen. Er selbst hatte diesen Mangel nie empfunden, denn Geld war ihm Alles. Wer dieses hatte, besaß für ihn auch alles Uebrige.

Und doch hätte man diesen Mann gewaltig unterschätzt, wenn man ihn nur von dieser Seite aus beurtheilt hätte. Er besaß einen unläugbaren Instinkt, die Weltverhältnisse richtig aufzufassen und seine Spekulationswuth erfolgreich zu befriedigen. Das unscheinbarste Objekt, das eine heimliche Goldader in sich trug, fiel ihm sofort in's Auge, während er den Mont-

blanc übersehen hätte, wenn diesem im Innern Kohlen und Metalle fehlten.

Merkwürdiger Weise hatte dieser ausgebildete Geldmensch auch die trefflichsten Begriffe von der Bedeutung und der Gebrauchsfähigkeit der Presse in unsern Tagen. Er konnte für Preßfreiheit schwärmen, weil sie seine Unternehmungen zu unterstützen geeignet war.

Dieser Hochachtung vor der Gewalt der Presse hatte Doctor Schmey die Annäherung dieses Geschäftsgenies, wie ihn in neuester Zeit das Donaureich nannte, zu verdanken. Inzwischen hatte sich die Bekanntschaft bis zu einer intimen Freundschaft gesteigert, welche begreiflicher Weise beiderseits nur auf der Allianz der Interessen basirt war.

Arnold Stropp war nicht der einzige von dieser Sorte von Leuten, welche sich von Zeit zu Zeit in der Redaktion einzufinden pflegten. Bei dem Losungsworte der damaligen Zeit, den Völkern für den Irrwahn der Freiheit die höchste materielle Entwickelung zu bieten, stand es auch in Schmey's Programm die Industrie zu schützen und den commerciellen Capacitäten unter die Arme zu greifen. Es war nur billig, für solche löbliche

Anstrengungen Prämien, ja Geschäftsantheile als Gegenleistung zu empfangen.

Diese großen lucrativen Resultate erzielte der Redakteur, welcher selbst keine positiven Kenntnisse in Sachen des Handels und der Industrie hatte, durch die Anstellung eines Mitarbeiters. Unter allen Arbeitern an seinem sonst kärglich zahlenden Blatte wurde dieser am besten honorirt. Sein Name war Gauthinger, ein Kaufmann von praktischer und theoretischer Sachkunde, welcher nach zwei Fallissements seinen Stand aufgegeben und die Feder ergriffen hatte. Er schrieb vortrefflich über sein Fach, war ein Meister der Reclame und besaß die größte Geschicklichkeit mit allen Praktiken auf die Kauflust des Publicums einzuwirken.

„Sie kommen sicherlich der Kraßnitzer Mühle wegen?" mit diesen Worten empfing Doctor Schmey seinen Besuch.

„Haben Sie den Dubsky gesprochen?" fragte der Angeredete mit großer Spannung.

„Ich habe weit und breit über die Angelegenheit mit ihm gesprochen," gab Schmey zur Antwort. „Nach den Vorfällen aber, welche seit zwei Jahren

stattgefunden, müßte er geradezu blind sein, um sich von Ihrem tollen und gewissenlosen Bruder noch länger hinhalten zu lassen. Er will von den Vorschlägen Nichts wissen. Er sagt, man wolle nur Zeit gewinnen!"

„Das ist freilich wahr," gab Arnold Stropp mit dem ihm eigenen unbewußten Cynismus zur Antwort, „für dumm halte ich den Müller nicht, habe ihn nie dafür gehalten. Ich habe nur geglaubt, daß er sich noch länger an der Nase herumführen lassen werde. Die Art und Weise, wie er meinem Bruder die Mühle verkauft, war unter allen Umständen eines Narren würdig, aber er hat die Entschuldigung, daß er es mehr aus Vertrauen gethan. Und doch kann es mir Niemand verüblen, daß ich Jemanden für verstandlos halte und ihm eine wahrhafte Eselsgeduld zumuthe, welcher heut zu Tage in Geldsachen auf guten Glauben hin handelt und ein Anwesen cedirt, ehe er einen Groschen auf dem Tische gesehen hat."

„Dubsky hat unter ganz besonderen Umständen so gehandelt," versetzte der Redakteur, „und es läßt sich nicht läugnen, daß dem Philipp die Firma seines Bruders zu seinem Credit verholfen hat. Alle Kniffe

und Betrugsmittel, die dieser raffinirte junge Mann angewendet, hätten ihm nichts genützt, wenn sich der Müller nicht eingebildet hätte, daß Sie hinter dem Rücken des Käufers stehen. Sie sehen ein ähnliches Beispiel an Scheppkes, meinem Schwiegervater, dem Sie in der That Geschäftsroutine und Kenntniß des Sprüchworts: Trau, schau, wem, nicht absprechen werden. Auch er ist in die Falle gegangen!"

„Er ist ein Teufelskerl, dieser Philipp," rief Stropp halb mit tiefem Aerger, halb mit einer lachenden Anerkennung. „Gescheidt ist er, er könnte ein ganzes Handelsgremium zum Besten haben und hinter's Licht führen. Kniffe und kecke Creditoperationen sind im Geschäftsleben häufig und sogar unerläßlich, aber man muß solche Behelfe nicht als wahre Hülfsmittel ansehen, sondern eben als Behelfe. Da sind sie vortrefflich. Mein Gott, was ist Alles geschehen wenn ich zurückblicke!" Er faltete die Hände, schmunzelte mit der Genugthuung des Ueberwinders und fuhr gleich wieder fort: „Deshalb mache ich eben meinem Bruder keine Vorwürfe, wohl aber darüber, daß er das erschwindelte Geld in den tollsten Vergnügungen verschwendet, statt es als eine solide Basis

zu betrachten um mit der Zeit auf eigenen Füßen stehen zu können. Das ist sein Hauptfehler! Er ist leichtsinnig und nie wird aus ihm ein ordentlicher Kerl werden. Der hat darin keine Aehnlichkeit mit mir!"

„Bei ihm" meinte der Redakteur, „kann man sich kaum noch Besserung versprechen. Sein Kraßnitzer Streich ist der Streich eines Schwindlers, welcher ihn in's Zuchthaus bringen kann, wenn Sie ihn nicht unter Ihre Fittige nehmen."

„Ich weiß das, ich weiß das," meinte Arnold, „aber wenn ich ihn heute mit Opfern rette, begeht er morgen eine neue Betrügerei. Es wäre mir schrecklich, einen Familienscandal zu erleben, aber soll ich Geld hinauswerfen und dem Malheur morgen oder übermorgen doch nicht ausweichen?"

„Den Kameraden sollten Sie à tout prix nach Amerika schicken!" meinte Schmey.

„Lieber noch wüßte ich ihn in Australien oder Cochinchina," rief Arnold, „aber versuche man's nur, ihn hinzuschicken! Er geht nicht hin, er macht eine Lustreise und verlumpt das Ueberfahrtsgeld in Homburg oder sonstwo. Es ist hart, daß ich es sagen

muß: Ich wünschte aufrichtig, daß er schon in einem Zuchthause säße, wenn es ohne Aufsehen geschehen könnte. In dem Fall brächt' ich ihn selbst hinein!"

„Ein solches Subjekt in seiner Familie zu haben, ist ein großes Unglück," seufzte Schmetz.

„Ein Unglück, das namentlich Geld, viel Geld kostet. Ich kann die Verluste, die er mir schon durch seine Schuldenmachereien und heimlichen Unterschlagungen verursacht hat, schon auf dreißig Tausend anschlagen; die jetzige Schwindelgeschichte nicht mithineingerechnet."

„Was gedenken Sie also zu thun?"

„Ich habe im Augenblick und noch auf Monate hinaus kein disponibles Geld, kaum mehr höheren Credit: den letzteren habe ich bei den letzten colossalen Unternehmungen, welche Sie kennen, auf's Aeußerste hinaufgeschraubt. Ich wäre entschlossen, den mißrathenen Burschen seinen Verlegenheiten zu überlassen und ihm keine so kostspielige und unnütze Galgenfreiheit zu erkaufen, aber — es sind da noch einige Dinge im Spiele," setzte er mit sorgenvoller Miene hinzu.

„Welche Dinge wären das?" fragte der Redacteur, eine bisher verheimlichte Theilnahme kundgebend.

„Sie kennen nicht alle Umstände,“ fuhr der Geschäftsmann aufseufzend fort. „Es sind eigentlich Bagatellen, aber ich würde doch durch dieselben im übelsten Lichte erscheinen, ja, ich könnte fast den Verdacht einer Mitschuld nicht abschütteln —“

„Alle Teufel!“ rief Schmey auf's unangenehmste erstaunt.

„Verstehen Sie mich nur recht,“ ergänzte Stropp im Tone der Berichtigung, „ich habe keinen Theil an dem Schurkenstreich meines Bruders, weder als Theilnehmer noch als Mitwisser. Und dennoch habe ich ein paar unverzeihliche Unvorsichtigkeiten begangen! Sie wurden im besten Glauben begangen, urtheilen Sie selbst! Als mir mein Bruder, kurz nach seinem ersten Auftreten in Kraßnitz schrieb, daß er Gelegenheit habe, bei einer kleinen Geldunterstützung von meiner Seite eine reiche Heirath zu machen, hielt ich es für Lüge, die es auf meinen Geldbeutel abgesehen habe. Gleich darauf zog ich bei Ihnen Erkundigungen ein, da Sie ja gleichzeitig mit ihm in Kraßnitz gewesen. Sie äußerten die höchste Verwunderung und standen nicht an, die ganze Sache als Windbeutelei zu bezeichnen. Darauf hin schrieb ich dem Philipp

einen der gröbsten Briefe, die ich zu schreiben im Stande — und ich leiste in diesem Punkte etwas — aber siehe da, nicht viel später, als eine Antwort von ihm erfolgen konnte, erhielt ich die Urkunden zugesandt, durch welche Philipp als Besitzer der Mühle und aller dazu gehörigen Gründe legitimirt war! Er hatte das Besitzthum um sechzigtausend Gulden erstanden, um einen Pappenstiel, um einen Preis, wie ihn nur ein Mensch einem nahen Anverwandten oder einem etwaigen Schwiegersohn stellt. Die Anzahlungssumme betrug die Kleinigkeit von sechstausend Gulden und die Termine zur Erlegung des Uebrigen waren, wie gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen, freundschaftlich und cordial einer gelegentlichen Verständigung überlassen. Ich war nach Ueberblick der Urkunden wie auf den Mund geschlagen, wiewohl Philipp den unfeinen Ton meines letzten Briefes unberührt ließ und im Gegentheil zugab, daß er durch seine frühere Handlungsweise allerdings mein Mißtrauen rege gemacht haben müsse. Er wolle aber von nun an ein braver und thätiger Geschäftsmann werden, an dem ich noch meine Freude haben solle. Er bat mich nun, ihm unter bewandten Umständen, da er ja

vor mir glänzend gerechtfertigt dastehe, die Anzahlungssumme von sechstausend Gulden schnell zu übersenden. Bei dieser unverhofften Wendung hätte ich ihm vor Freude das Doppelte geschickt. Ich hatte ihn für einen verlorenen Sohn gehalten und mußte mir nun sagen, daß er doch ein ganzer Kerl sei, der aus Nichts Etwas herauszuhexen verstehe. Umgehend sandte ich ihm den Wechsel auf den geforderten Betrag. Was aber thut der unverbesserliche Spitzbube? Er geht zu Ihrem Schwiegervater Scheppkes und bedient sich des Wechsels, blos um zu zeigen, daß er mein Compagnon sei und im Einverständniß mit mir handle. Durch diese Vorspiegelung gelingt es ihm, von Scheppkes ein Anlehen auf andere sechstausend zu erpressen und seinen Baarfond auf das Doppelte zu bringen. Hierauf sprengt er das Gerücht aus, daß er eine Dampfmühle, ein wahres Monstreetablissement errichten werde und läßt, um den Glauben daran zu befestigen, Ingenieure und Baumeister von Nah und Fern herbeikommen. Indessen führt er das Mühlengeschäft fast gar nicht mehr fort, sondern verkauft alle Frucht- und Heuvorräthe, schlägt im Walde alles schlagbare Holz und läßt es zu Markt führen — kurz,

er benimmt sich wie ein Kosak im feindlichen Dorfe, oder wie Einer, der, was irgend möglich ist, zu Gelde machen und dann durchbrennen will. Ich habe von all' diesen Vorgängen keine Ahnung.... Während dem schreibt er dem Müller Dubsky, der damals in Mähren lebte, einen süßen Brief nach dem andern, sendet ihm gelegentlich einen Grundriß des Baues, welcher auf das künstlerischeste ausgeführt ist, ein, und fordert ihn, da er ein Freund der Ordnung sei, mit kecker Stirn auf, die weiteren Zahlungstermine gerichtlich festſtellen zu lassen. Obwohl er dem Müller freie Hand zu lassen scheint, dreht er den Lauf der Dinge ganz nach seinem Plane. Dubsky, der so viel guten Willen sieht und immer hört, daß ich Theilhaber sei, läßt sich's gefallen, daß ihm Philipp eine fünfprocentige Schuldverschreibung zusendet und halbjährige Ratenzahlungen zu sechstausend Gulden festsetzt. Um dieser Urkunde die gutmüthigste Annahme zu verschaffen, legt er recht cavaliermäßig den Betrag eines Termins bei — nämlich die Sechstausend, die er Scheppkes abgeschwindelt. Als Herr einer, den Büchern nach schuldenfreien Besitzung macht er nun Schulden auf Schulden, hütet sich aber sorgfältig,

Hypotheken aufzunehmen, um seinen Credit nicht zu erschüttern." . . .

„Ich weiß aber nicht," bemerkte der Redakteur, „welcher Schatten dabei auf Sie fallen kann. Philipp's Behauptungen am Ende —"

„Hören Sie weiter!" rief der Spekulant mit wilder Geberde. „Philipp hat mir für alle Fälle eine Schlinge gelegt und ich möchte mir über meine Leichtgläubigkeit, wie ich in sie ging, die Stirn einschlagen! Ich habe ihm nämlich in jener Zeit manche Rathschläge gegeben. Wie schon gesagt, habe ich im besten Glauben gehandelt. Manches, was Geschäftsusus ist, hab' ich empfohlen, Manches, was freilich heimlich bleiben muß und nicht an's Ohr der Oeffentlichkeit gelangen darf. Kurz, ich habe ihm brieflich Rathschläge gegeben und damit läßt sich allerdings zum mindesten ein starker Verdacht meiner Mitwissenschaft oder Theilnahme beweisen . . . doch davon später. Hören Sie weiter!"

„So was ist freilich fatal!" rief der Doctor mit peinlicher Ueberraschung. „Wie konnte das aber ein solcher Schlaukopf thun, wie Sie sind? Unbegreiflich, unbegreiflich!"

„Die größte Schlauheit" gab Stropp zur Antwort,

„ist oft die größte Dummheit, wenn man es mit einem Menschen zu thun hat, der gewissenloser ist, als man denkt. Der Erzlump — worunter ich meinen Bruder verstehe — hat also dem Müller zwölftausend Gulden gezahlt, die eine Hälfte war aus meiner, die andere aus Scheppkes' Tasche genommen. Der Erlös der genannten Gegenstände auf seiner Besitzung und jeder darauf folgende Schuldposten waren für ihn ein Reingewinn, mit welchem er sich lustige Tage machte. Unter dem Vorwande einer Reise nach England, um dort Dampfkessel und Maschinen zu bestellen und einige Leute zu engagiren, entfernte er sich gegen Ende des Jahres, trieb sich aber in Wahrheit bald in Wien, bald im Ausland in der lüderlichsten Gesellschaft wie ein tollgewordener Lord herum. Erst gegen Frühjahr ließ er sich in Kraßnitz wieder blicken. Man muß gestehen, daß dazu Muth gehörte. Aber da entfaltete der Kerl auch ein wahrhaftes Gaunergenie! Wie sich von selbst versteht, handelte es sich nur noch um die Hinausschiebung eines unausweichlichen Fallissements. Gott, wenn ich denke, daß dieser Mensch sein unläugbar vorhandenes Talent zu einem soliden Zweck hätte anwenden können! Nun, er hat so geschickt

lavirt und so unglaubliche Finanzoperationen, wahre finanzielle Zauberkünste losgelassen, daß er sich noch immer über dem Wasser zu halten vermocht hätte, wenn ihm nicht die tollste Vergnügungslust jeden Kreuzer, den er baar in die Hand bekam, wieder herausgewunden hätte. Endlich geschieht also, was nicht ausbleiben konnte. Eine Wechselklage folgt der anderen, er wird von Gläubigern belagert. Da sprengt er das Gerücht aus, ich habe mich in zu viel Geschäfte verwickelt, könne die Fabrik nicht ausführen, ziehe mich zurück, verleugne ihn, lasse ihn im Stiche! Zugleich schreibt er mir Drohbrief auf Drohbrief, fordert mich peremptorisch auf ihm zu helfen, indem er auf die nichtswürdigste Weise die Schuld des Mißerfolgs auf meine unbrüderliche Knauserei schiebt! O der Beutelschneider!"

„So steht es?" rief Schmey. „Da rathe ich Ihnen, zuzusehen, daß Sie sich herauswickeln, denn schon das Aufsehen, das ein Proceß herbeiführen würde, müßte Ihrem Namen, Ihrem Credit unermeßlichen Schaden zufügen."

„Das Alles ist nur zu wahr!" rief Arnold Stropp höchst aufgebracht. „Wie aber, wenn Philipp mit

den Briefen, welche er von mir in Händen hat, seine Teufelslügen documentirte? Uebrigens — ein Geschäftsmann wie ich, der so viel durchgemacht, hat keine reine Vergangenheit, kann sie nicht haben. Es könnten Dinge zur Sprache kommen, Feinde herausgefordert werden — ich wäre schlimm daran, wenn nicht vernichtet! Und daß das keine leere Befürchtungen sind, können Sie daraus entnehmen, daß mir Philipp mit allerhand Enthüllungen, wie er es nennt, gedroht hat. Und Wort hält er — natürlich nur in Schlechtigkeiten!"

„Da sehen Sie zu, Bester," versetzte Schmey, „daß die Geschichte erstickt wird, welche Opfer es auch kosten mag. Ich habe den Müller Dubsky zu mir bestellt und erwarte ihn heute oder morgen. Sagen Sie mir, welche Vorschläge ich ihm zu machen habe, denn ich will die ganze Geschichte in meine Hand nehmen. Sind Sie's zufrieden?"

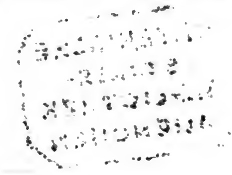
„Dank, Dank, edler Freund!" erwiderte der Geschäftsmann. „Es ist ein wahres Glück für mich, daß Ihre Frau Gemahlin die Jugendfreundin der Müllerstochter ist und daß Dubsky seine Gemüthlichkeit auch auf Sie mitüberträgt, sonst wäre die Sache längst vor den Gerichten."

„Was meinen Sie also?" fragte der Redakteur. „Eile thut in doppelter Hinsicht Noth, erstlich, weil dem Müller die Geduld reißt und zweitens, weil ich einen Gang in's russische Gesandtschaftshôtel zu machen habe."

„Ich bin" erwiderte der Spekulant, „auch auf diesen äußersten Fall gefaßt, zu Ihnen gekommen und habe mir ein Plänchen so ziemlich klar gemacht —"

„Nun?" murmelte Schmetz, während er nicht ohne große Neugier aus dem dicken, phlegmatischen Gesichte des Spekulanten den Genius der Pfiffigkeit strahlend emporsteigen sah.

„Ich habe schon gesagt," hob der Letztere an, „daß ich eben jetzt nicht bei Gelde bin und momentan auf gewöhnlichem Wege keins schaffen kann. Wo sechszigtausend Gulden schnell pumpen? Was zu pumpen gewesen, ist gepumpt worden. Ich muß nun Quellen graben, ein Malheur gutmachen und zugleich für die Sorgen, die es mir verursacht, mir ein kleines Schmerzensgeld herauszuschlagen suchen. Also — ich kaufe die Mühle. Dicht angrenzend besitzt Ihr Schwiegervater ein Grundstück, auf welchem er vor Jahren



nach Kohlen gegraben hat, ohne das Projekt über die Anfänge hinaus durchgeführt zu haben —"

„Aus gutem Grunde," rief Schmey lebhaft. „Die Ader war zu wenig ergiebig und die gefundenen Kohlen fast werthlos, zu aschenhaltig."

„Er war voreilig," erwiderte der Spekulant mit unerschütterlicher Ruhe. „Ihr Schwiegervater hat es nur nebenbei betrieben und wenig darauf verwandt. Die ganze Umgegend ist durch Kohlenreichthum berühmt, warum sollte dieses Fleckchen, das ich eben ankaufen will, von der Natur so stiefmütterlich behandelt worden sein? Kurz, ich kaufe das Grundstück und noch dazu um einen noblen Preis — sodann kaufe ich —"

„Wenn Sie aber kein Geld haben?" fiel ihm Schmey in's Wort.

„Verstehen Sie mich wohl!" versetzte der Andere, „für die Mühle allein hätte ich freilich keinen Kreuzer, finde auch keinen, aber für die Ausbeutung von Kohlenwerken scharre ich schon Summen zusammen. Kohlen sind ein Modeartikel."

„Aha!" rief Schmey lachend, „für die Ausbeutung der Kohlenwerke und der Aktionäre! Der Plan wäre

ganz nett, wenn nur das zu Grunde liegende Objekt werthvoller und bedeutender wäre! Das wird nicht gehen!“

„Es wird gehen,“ versetzte Arnold Stropp im Ton der Zuversicht. „Ich bin kein Träumer, das wissen Sie. Mit meinen Verbindungen und den mir blind ergebenen Scribenten in allen Ecken der Monarchie wird mein Plan schon Zugkraft bekommen. Wenn auch Sie zugleich die Güte haben, ihn in Ihrem einflußreichen Blatte zu protegiren, dann ist Alles mit Erfolg gekrönt!“

„Wie könnte ich das wagen?“ fragte Schmey, mit einiger Scheu vor diesem verwegenen Unternehmungsgeiste.

„Wenn es uns gelingt,“ fuhr der Spekulant mit lebhaftem Mienenspiel fort, „einen großen, am besten einen adeligen Namen an die Spitze zu bringen, dann ist Alles gewonnen. Und dann verzweifle ich nicht!“

„Wer sollte sich dazu hergeben?“

„Auch daran hab' ich gedacht. Sie stehen in enger Verbindung mit einem Cavalier und Staatsmann, der ebenso intelligent ist, als praktisch — ich meine, daß er sich gern durch Beschützung der vaterländischen

Industrie ein schönes Stück Geld verdient — wenn dieser —"

„Sie meinen den Grafen von Thieboldsegg?"

„Allerdings! Das wäre der rechte Mann."

„Sie kennen ihn schlecht," versetzte Schmey, „wenn Sie glauben, daß er sich in leichtsinnige Projektenmacherei hineinstürzt."

„Da kenne ich ihn besser," antwortete der Spekulant unentmuthigt. „Was riskirt er? Er nimmt Aktien — durch Uebernahme von Aktien beweis't er sein Vertrauen zur Sache — wie jeder Privatmann, der Aktien kauft. Diese Aktien kosten ihm aber nichts, denn ich kaufe ihm ein Grundstück ab und zahle es ihm so theuer wie einen Bauplatz, der auf dem Kohlmarkt in Wien gelegen wäre. Zweifeln Sie noch immer?"

Schmey verfiel in Nachdenken; seine Phantasie fing an sich dem Plane zu nähern.

„Lieber Stropp," sagte er plötzlich, „der russische Gesandte erwartet mich. Arbeiten Sie den Plan aus und legen Sie mir ihn vor. *Ich will die Sache* gründlich prüfen und dann —"

„Tausend Dank!" rief der Spekulant, die Hand

des Redakteurs schüttelnd. „Ich werde Sie darauf nicht lange warten lassen. Dem Dubsky aber erklären Sie, daß ich die Mühle übernehme und als Bruder handeln will."

Als sich Stropp entfernt hatte und Schmey, um Toilette zu machen in sein Zimmer getreten war, erschien Kleinzug mit einem Blatte Papier. Es war die Tageschronik für die nächste Nummer, deren Druck in wenigen Stunden beginnen mußte.

„Was wollen Sie?" herrschte der Chef den bescheidenen Mann an.

„Ich bitte, die Notizen durchzufliegen," gab Kleinzug mit einem Gesichte, auf dem sich stille Erwartung malte, zur Antwort.

Der Chef hatte das Blatt kaum zu lesen angefangen, als er schon freundlich zu schmunzeln begann.

Kleinzug hatte den Fehler, der ihm kurz vorher von seinem Chef gerügt worden war, wieder gut gemacht; er hatte die dürre Notiz über den jungen Fürsten Kronenburg überarbeitet. Sie lautete jetzt also:

„Es bestätigt sich vollkommen, daß der Fürst Hugo von Kronenburg zur Diplomatie übergetreten ist. Es scheint, daß der längere Aufenthalt, den er in Paris

genommen, bereits im Zusammenhang mit seiner Absicht, zur staatsmännischen Carrière überzugehen, gestanden und deren Vorschule gebildet hat. Höchst bedeutungsvoll ist es, daß Seine Durchlaucht sein diplomatisches Debüt in St. Petersburg, also auf einem gegenwärtig so hochwichtigen Posten, halten soll, was bereits einen Schluß auf die bedeutenden Talente und die glänzende Qualifizirung des jugendlichen Fürsten erlaubte, wenn wir nicht auch von wohlunterrichteter Seite her hörten, daß die in Rede stehende Persönlichkeit in allen Kreisen durch Geist und Liebenswürdigkeit bekannt sei."

„Brav, brav," sagte Schmey, das Blatt zurückstellend. „So etwas merkt sich der Leser, das bringt einen Eindruck hervor. Kleinzug, Kleinzug, Sie sind nicht ohne Talent, hüten Sie sich nur vor Flüchtigkeit!"

Gnädig entlassen, entfernte sich der Mitarbeiter, während Schmey weiter schmunzelte und sich freute, daß er Kleinzug auf ächt sokratische Manier belehrt und ihm diese schmeichelhafte Formulirung der Notiz abgerungen habe.

Fünftes Kapitel.

Bringt zwei Bekannte Bruno's unverhofft zusammen.

Schmey's Ehe, deren Genesis wir zu Anfang unserer Geschichte erzählt, war keine glückliche geworden; die Segensworte des alten Scheppkes, rasch hin in einem Momente der Exaltation gesprochen, hatten nicht den Weg zu jener Macht gefunden, die die Schicksale der Menschen lenkt. Nur zu bald klang die erst verborgene Dissonanz hervor, daß der Redakteur lediglich aus Interesse den Bund geschlossen, in welchen sich Sarah mit glühendem Herzen gestürzt. Kein halbes Jahr war vergangen, als Sarah schon von einer großen Enttäuschung erfaßt wurde. Sie hatte den Geliebten für einen feurigen Demokraten gehalten und ihn als solchen verehrt; als ihr klar ward, daß sein

Liberalismus Maske und er von der Reaktion gewonnen sei, ging eine ganze Saat von Verachtung in ihr auf. Nun kam sie auch dahinter, daß nur der Eigennutz den Doctor ihr entgegen getrieben und damit war der Nimbus des Mannes, der für sie, bei Schmey's äußerlich wenig anziehenden Persönlichkeit nur geistiger Art war, mit einem Male entschwunden.

In Sarah lebte eigentlich eine feurige und enthusiastische, ja eine heroische Jüdinnenseele. Sie war eine entschiedene Demokratin. Sie hatte gemeint, daß ihr Gemahl sich nach Bürgerkronen sehne, und war gräßlich enttäuscht, als sie sah, daß das Ziel seiner Wünsche eine Auszeichnung von oben, ein Orden, vielleicht sogar einst die Erhebung in den Adelstand war. Sie hatte es ihm zugetraut, nach dem Ruhm eines Börne zu geizen und er geizte darnach, für einen officiösen Publicisten zu gelten, der höchster Einflüsterungen gewürdigt werde. Sie rühmte sich als Jüdin eines freieren, einfacheren Glaubens und sah plötzlich ihren Gemahl der clerikalen Partei eine Concession um die andere machen, sah ihn stets bemüht, seinen jüdischen Ursprung vergessen zu lassen. Sie hatte die verwegene Hoffnung gehegt, dereinst wie eine zweite Rahel Levin

in einem Kreise geistreicher Männer und Frauen zu glänzen und sah sich nun nach wie vor an die Welt der Geldsäcke gewiesen, die sie von jeher tief verachtet.

Sarah hatte selbst zur Zeit, als ihr in Kraßnitz noch mit größter Wahrscheinlichkeit bevorstand einst irgend einen Schnittwaaren- oder Eisenhändler zu heirathen, das regste Interesse für Literatur im Gemüth gehegt. Seit ihrer Ehe hatte sich dieses Interesse zum höchsten Ehrgeiz gesteigert, um der Stellung, welche sie jetzt einnehmen sollte, Ehre zu machen. Bei solchem Antheil an der Literatur lag der Wunsch nahe, alle geistigen Größen, die Wien beherbergte, oder aus der Fremde ankamen und dort Aufenthalt nahmen, bei sich zu sehen. Auch das ging nie recht in Erfüllung. Sie merkte bald, daß alle Berühmtheiten, welche im Geruche des Liberalismus und der Unabhängigkeit standen, aus dem Salon ihres Gemahls geächtet waren und an deren Stelle höchst gewöhnliche Leute traten. Die Bekanntschaft Derjenigen, deren Werke sie mit Liebe und Bewunderung gelesen, durfte sie nicht machen; dabei konnte sie sich aber auch für Leute nicht erwärmen, welche damals von der Tageskritik täglich auf den Schild gehoben und gepriesen wurden.

Das ehemalige Fräulein Scheppkes war mit einem Worte keine glückliche Frau und sie dachte nicht selten an die Tage von Kraßnitz mit Sehnsucht oder Trauer zurück.

Es war daher einer ihrer freudigsten Tage, als sie nach Jahren ihre Jugendgespielin Hedwig Dubsky bei sich erscheinen sah.

Diese hatte seit der Katastrophe unter der Johannisbrücke in Kraßnitz ihren heimathlichen Boden nicht wieder gesehen. Sie hatte die ganze Zeit über mit ihrem Vater bei entfernten Verwandten in einem Städtchen in Mähren gelebt. Erst seit acht Tagen war sie in Wien anwesend, seitdem der Müller dahingekommen, um sein bedrohtes Vermögen ganz oder doch theilweise zu retten.

Seit dem ersten kurzen Besuch, den sie Frau Schmey abgestattet, hatte sie sich nicht bis zu dem Tage blicken lassen, als ihr Vater auf dem Redaktionsbüreau wiedererschienen war, um die Vorschläge Arnold Stropp's entgegenzunehmen.

Während Dubsky drüben mit Doctor Schmey verhandelte, ging Hedwig zur Frau des Letzteren. Diese war hocherfreut, sie wiederzusehen.

Obwohl Hedwig ein paar Jahre älter und von vielem Kummer heimgesucht worden war, hatte sie an ihrem lieblichen Aeußern nichts verloren. Sie war noch immer die frischeste und zarteste Blondine geblieben und ihre schöne Gestalt mit dem feinem Köpfchen erschien in dem zwar einfachen, aber schönen Anzuge eines Stadtfräuleins auf das Vortheilhafteste gehoben.

Dennoch war eine große Verwandlung in Hedwigs Gemüthe vor sich gegangen. Freilich nur demjenigen nachweisbar, welcher sie ehemals in erster Jugendblüthe genauer gekannt hatte. Das tragische Ende ihres Geliebten hatte sie endlich erfahren müssen, und damit war ihrem Fühlen und Denken eine ganz andere Richtung gegeben.

Sarah hatte ihre Freundin endlos umarmt und sogar Thränen vergossen. Es waren eben so Thränen der Freude, wie der wehmüthigen Rückerinnerung.

„Wie glücklich Du bist!“ rief Hedwig, als sich Beide zum Gespräch nebeneinander niedergelassen hatten, von der Pracht und Eleganz der Wohnung bestochen und als letztes Bild Sarah's Glück noch immer vor den Augen, als diese zum letzten Male am Arme ihres jetzigen Mannes in die Mühle gekommen war.

„Glaubst Du?" warf Sarah, die Augen niederschlagend, mit einem leisen Seufzer hin.

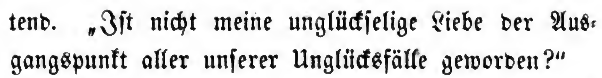
„O, Du bist glücklich," fuhr Hedwig fort, „dagegen auf uns, auf mich sind inzwischen alle Schläge, die der Himmel hat, herabgefallen."

„Was Eure Mühle betrifft," fuhr Sarah wie Jemand, der freudig überraschen will, plötzlich dazwischen, „so hat mir mein Mann gestern gesagt, daß Arnold Stropp Alles ausgleichen und die Mühle selbst übernehmen will. Er ist sehr reich —"

„Das wäre ein Glück für uns!" rief Hedwig, die Hände faltend. „Der Verlust hätte meinem armen Vater die Gesundheit oder gar das Leben gekostet. Es ist ja keine Kleinigkeit, wenn sich ein Mann in seinen Jahren, nachdem es ihm immer gut gegangen, plötzlich dem Bettelstabe nahe sieht! Gottlob, wenn es sich noch zum Guten wendet! Welche Vorwürfe habe ich mir heimlich gemacht! Denn Niemand wird läugnen, daß ich eigentlich die Ursache an allem Leid bin, das dem bravsten der Väter widerfährt."

„Wie meinst Du das?" fragte Sarah.

„Du fragst?" sagte Hedwig, die schönen braunen Augen mit einer trüben Scheu auf die Freundin hef-



tend. „Ist nicht meine unglückselige Liebe der Ausgangspunkt aller unserer Unglücksfälle geworden?“

„Das seh’ ich nicht ein. Weit leichter könnte sich Dein Vater den Vorwurf machen, daß er Julius Werner so schroff aus dem Hause gewiesen! Mein Gott, wer sieht denn Alles kommen, wie es hinterher kommt!“

„Es giebt oft in einer Familie ein Mitglied,“ sprach Hedwig, „welches das Beste will, aber wider Willen dem Hause zu größerem Verderben gereicht, als alle Gegner. Ein solches Unglückswesen siehst Du vor Dir, Sarah. Ja, ja, sieh mich nicht so seltsam an! Ich habe mir, dem armen Werner und meinem Vater nur Unglück gebracht. Denke doch recht über Alles nach und Du wirst mir glauben, wenn ich Dir sage, daß ich mich vor der Zukunft fürchte und oft wünsche, die Augen für immer zu schließen, um nur kein Unglück mehr zu verschulden.“

„Die verflossene Zeit,“ sprach Sarah mit ängstlicher Theilnahme, „ist zu kurz, um Deine schwermüthigen Erlebnisse abzudämpfen, aber einem solchen abergläubischen Wahne solltest Du Dich doch nicht hingeben! Kann man denn nicht eben so gut sagen, daß sich der

störrische Eigensinn Deines Vaters schwer, wiewohl allzu strenge gestraft hat, als er Dich einem Manne verweigerte, welcher Dir die Jugendliebe so treu bewahrte? Dann entsteht wieder eine andere Frage: Wie kommt es, daß Werner, welcher zum Tode verurtheilt, Monate lang den Kugeln der Feinde ausgesetzt, sein Leben behielt, und vielleicht nur durch den Gedanken an Dich aufrecht erhalten war, wie kommt es, frage ich, daß ihn nach solchen Proben von Ausdauer so plötzlich aller Muth verläßt, als er einen alten Mann, dessen Heftigkeit er kennt, ein bischen poltern hört?"

„Das frage ich mich auch," erwiderte Hedwig, „aber man entwindet sich doch nicht der schrecklichen Thatsache. Nimmermehr hätte ich geglaubt, als ich ihn zum letzten Male spät Abends an der Gartenhecke sprach, daß er ein so rasches und trauriges Ende nehmen würde! Wir standen am untersten Ende des Gartens unter den Linden nahe am Wasser, denn Werner war noch spät Abends erschienen, um mir nochmals heimlich Lebewohl zu sagen —"

„Nun," fiel Sarah mit Neugier dazwischen, „hast Du ihm eine ungewöhnliche Aufregung angemerkt?"

„Er war wohl aufgeregt," gab Hedwig zur Antwort, „doch hielt ich es für natürliche und leicht erklärliche Gemüthsbewegung, da er im Unfrieden von meinem Vater geschieden war. Er sprach übrigens sehr ruhig und gelassen, ich wüßte nichts, was in ihm auf ein so schreckliches Vorhaben hingedeutet hätte."

„Sonderbar!" rief Sarah, die mit Aufmerksamkeit der Erzählung folgte.

„Er versprach, mir zu schreiben," fuhr Hedwig fort, „und berührte noch flüchtig allerlei Kleinigkeiten, an welche man sicherlich nicht denkt, wenn man sich eine Stunde darauf in den Fluß stürzen will. Gott! hätte er mich täuschen, hätte er seinen entsetzlichen Entschluß heimlich ausführen wollen? In allen seinen Worten lag nichts, was mich hinterher auf seine schreckliche Absicht einen Schluß hätte ziehen lassen. Aber wahr ist es, daß er in einer tiefen, inneren Bewegung gewesen sein muß. Er reichte mir zu wiederholten Malen die Hand über die Gartenhecke, durch die wir getrennt dastanden und da merkte ich, daß seine Finger leise und wie im Fieber zitterten und so seltsam brannten... Ich erinnere mich noch aller Einzelnheiten dieser letzten Unterredung mit aller Genauigkeit."

„Und hat er denn gar kein Wort davon gesagt," fragte Sarah, „daß er quittiren wolle oder müsse?"

„Denke, kein Wort," rief Hedwig mit eigenthümlichen Erstaunen, „kein Wort."

„Das ist auffallend, höchst auffallend, Dir, die er so geliebt, nichts davon zu sagen! Man weiß doch, daß er um dieselbe Zeit, eine Stunde früher oder später im sogenannten Officiercasino seine bevorstehende Quittirung angesagt und von der ihm widerfahrenen Unbill tödtlich gekränkt, sogar Thränen vergossen hat."

„Ich hör' es, ich hör' es," bestätigte Hedwig, während ihre eigenen Augen feucht zu werden anfingen.

„Du darfst glauben," meinte Sarah, „daß das Verschweigen eines so wichtigen Umstandes Dir gegenüber sehr bedenklich aussieht. Sein vernichteter Ehrgeiz, sein Zerwürfniß mit dem Vater, welches ihm seine Braut kosten konnte, hinzugenommen, erklärt viel und macht die unglückliche That möglich —"

„O, er hat mich über Alles geliebt!" rief Hedwig mit schmerzlicher Exaltation.

„Hat er denn" fragte Sarah, „nicht von Deinem

Vater gesprochen, den Streit nicht erwähnt, irgend eine Gereiztheit gezeigt?"

„Gar nicht, so viel ich mich entsinne. Er hat nur einige Worte, mehr in einer Anwandlung bitteren Schmerzes, als im Ernste darüber fallen lassen, gewissermaßen als eine Anspielung. Er hat bloß zu mir gesagt: Was wird aus uns werden? Um Dich mein zu nennen, wollte ich das niedrigste Geschäft treiben und einen Karren schieben. Das war Alles!"

„Sonderbar," sagte Sarah, voll Antheil, sehr verwundert, „dennoch vereinigt sich zuweilen Ruhe und Selbstbeherrschung mit der wildesten Verzweiflung und im menschlichen Herzen haben die unverträglichsten Gegensätze Platz."

„Wir mögen," fuhr Hedwig in ihrem tragischen Rückblicke fort, „eine gute Viertelstunde so dagestanden sein, als wir aus nicht allzugroßer Entfernung Schritte vernahmen. Es waren feste, entschiedene Schritte, so daß ich im ersten Augenblicke Werner Recht gab als er sagte: Das ist Dein Vater! Meine Abwesenheit konnte diesem besonders an diesem böse Tage aufgefallen sein. Wir sagten uns ein rasches Lebewohl, ein allzurasches Lebewohl!"

Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen verhüllt.

„Wenn der Mensch alles voraus wüßte!“ rief Sarah nach einer Pause, doch Hedwig hob mit neuer, vom eigenen Schmerze angefachten Lebendigkeit wieder an:

„Ich sprang rasch in die Mühle zurück und hatte nur noch mit einem flüchtigen Blicke bemerkt, daß Werner nicht den geraden Rückweg eingeschlagen, sondern über den Mühlsteg am jenseitigen Ufer der Kraßnitz fortgegangen sei. Obwohl er des Ortes sehr kundig war, wäre es doch möglich, daß er in der aufgeregten Hast, in der Zerstreutheit, zumal bei der immer zunehmenden Dunkelheit auf dem schmalen, gewundenen Pfade, der immer dicht am Flusse hinführt, an einer zu weit ausgeschweiften Stelle ausgeglitten und in's Wasser gefallen sei. Ich denke viel, ich denke hin und her, aber wirklich wissen kann es nur Gott allein —“

„Dennoch glaube ich . . .“ wollte Sarah beginnen, als ihr Hedwig das Wort abschnitt.

„Sein letztes Wort war: Du wirst bald von mir hören! Gewiß ein kurzes, natürliches, einfaches, harmloses Wort und dennoch so vieldeutig —“ fügte sie

hinzu, indeß sie ihre Freundin mit großen Augen bedeutungsvoll anblickte. „Ich hielt es im Augenblick, als er es sprach, für so natürlich, und doch scheint mir jetzt, ist die entsetzlichste Anspielung darin gelegen. „Du wirst bald von mir hören!" Mir scheint, er hat es in einem seltsamen Tone und mit einem besonderen Ausdrucke gesagt. . . . Ich glaube, ich glaube es, wiewohl ich oft wieder annehme, daß ich diesen Worten erst nach dem geschehenen Unglück diesen schrecklichen Sinn unterlege. Und doch glaub' ich es wieder nicht!"

„Es thut mir leid," sagte Sarah, „daß ich Dir mit dieser Erzählung ein so großes Opfer abgefordert habe. Mich muß mein tiefster Antheil an Dir und die Bekanntschaft mit Werner entschuldigen."

„Sei ohne Sorge, liebste Sarah," versetzte Hedwig mit einer wehmuthsvollen Gutherzigkeit. „Das Liebste auf der Welt ist mir, von Werner zu sprechen, ich möchte nur immer von ihm erzählen! Ich könnte ganze Nächte hindurch von ihm und nur von ihm reden."

„Ich begreife das," sagte Sarah, „Werner war ja Dein Lebensgedanke, seit Du den Kinderjahren entwachsen. Wie viel millionen Mal hast Du auch

schon während seines Verschollensein's an ihn gedacht!"

„Endlos, endlos," erwiderte Hedwig aus tiefster Brust aufseufzend. „In unserer Mühle sind in gleicher Zeit nicht so viel Körner Getreide gemahlen worden."

„Sicherlich, sicherlich," stimmte Sarah, mit dem Kopfe nickend bei, während ihre Augen lange und wehmüthig auf Hedwig weilten. Ihre Freundin erschien ihr wie eine jener Märtyrerinnen der Liebe, welche das Schicksal zuweilen herausgreift und mit einem glühenden Stempel zeichnet, um gleichsam der großen Masse der Leichtsinnigen und Vergnügungssüchtigen ein Beispiel von Treue und wahrer Leidenschaft entgegenzuhalten.

Als es Sarah gelungen war, das für Hedwig so düster und schmerzlich anziehende Gespräch auf ferner liegende, muntere Gegenstände durch allmählige Wendungen abzuleiten, ließ sich draußen die Stimme ihres Gatten laut vernehmen, was mit dem begleitenden Geräusch von vielen Tritten einen Besuch zu verkünden schien.

Die Thüre that sich auf.

Doctor Schmey erschien mit dem alten Dubsky und seinem ehemaligen Collegen Grauwak.

„Liebe Frau," begann der Redakteur, Grauwak vorstellend mit dem Humor eines großen Herrn, dem es wohl geht, „hier stelle ich Dir Herrn Grauwak vor — einen treulosen, abgefallenen Freund, der mich vielleicht, trotz seines Wiederauftauchens in Wien, gar nicht besucht hätte, wenn ihn nicht heute ein Geschäftsgang auf die Redaktion geführt und in meine Hände geliefert hätte. Es sei nun Deine Sache, ihn künftig in unserem Hause heimischer zu machen!"

„Ich wollte mir freilich, diesen Zweck zu erreichen, die größte Mühe geben," antwortete die Frau Doctorin, „wenn mir mein Unvermögen nicht zu genau bekannt wäre, einen so geistvollen Mann zu fesseln. Herr Grauwak, Sie haben schon seit langer Zeit eine große Verehrerin an mir. Schon daheim, in Böhmen, wo uns unser guter Nachbar Dubsky tagtäglich das „Donaureich" zuzusenden gewohnt war, lernte ich Ihre Feder kennen."

„Sie sind auch aus Kraßnitz gebürtig?" fragte Grauwak, wie wenn erst dieser Umstand ein lebhaftes

Interesse in ihm geweckt hätte. Sein bisher ziemlich apathisches Gesicht belebte sich plötzlich.

„Das will ich meinen," ergriff der Müller für die Betreffende das Wort. „Wir Alle sind, wie wir hier dastehen, Kraßnitzer. Auch meine Tochter Hedwig, die ich Ihnen hier vorstelle, ist eine ächte Kraßnitzerin."

Grauwak war plötzlich ganz munter geworden, aber Niemand in diesem Kreise errieth, warum sein Herz höher zu schlagen begonnen hatte. Nicht die Liebenswürdigkeit seines ehemaligen Mitredakteurs, den er jetzt zu durchblicken angefangen, sondern die zufällige Anwesenheit des Müllers Dubsky hatte ihn bestimmt, sich von dem Redaktionsbüreau in Schmey's Wohnzimmer zu begeben.

Vor ihm stand ein Mann, von dem er bereits viel gehört und der nicht ahnte, wie oft in Gesprächen man fern, in Paris, seiner gedacht! Hatte doch Bruno, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Grauwak Alles vertraut werden konnte, diesem seine Kraßnitzer Erlebnisse bis in die größten Einzelnheiten herab mitgetheilt. Nur seine Liebe zur Grafentochter hatte Bruno verschwiegen, gewiß ohne darum eines nicht

weit genug gehenden Vertrauens zu seinem Freunde beschuldigt werden zu können. Jetzt, da Grauwak's ganzes Sinnen und Trachten darnach gerichtet war, den Aufenthalt oder das räthselhafte Schicksal, das seinen Freund getroffen, zu erfahren, war ihm das zufällige, seltsame Zusammentreffen mit dem ersten Retter des Flüchtlings eines der freudigsten Ereignisse, welche ihm begegnen konnten.

Von dem Augenblick an, als er den Namen des Müller's vernommen, betrachtete er diesen als einen der Seinigen und es war ihm willkommen, in einer Zeit, da dem Verläßlichsten nicht recht zu trauen war, einen Mann entdeckt zu haben, welcher seine Charakter- und Gesinnungstreue ohne Bedenken, welche Folgen es für ihn habe, so felsenfest behauptet hatte.

„Ich bin gern in Kraßnitz gewesen," sagte der Müller, „den größten Theil meines Lebens habe ich dort auf das glücklichste verbracht. In meinen Jahren gewöhnt man sich sehr schwer an eine neue Heimath und doch gestehe ich, daß mir Kraßnitz ganz zuwider geworden ist. Als ich jüngst drei Tage dort zubringen mußte, machte ich, was möglich war, um wieder herauszukommen."

„Sie müssen einen von Geschäften belagerten Mann wie ich es bin entschuldigen,“ sagte der Redakteur, sich in die Brust werfend, „wenn er sich auf kurze Zeit entfernt und seine Gäste verläßt. Ich verspreche Ihnen, nur die wichtigsten Audienzen zu bewilligen und gleich wieder zu erscheinen.“

Er verließ das Zimmer.

Nachdem sich die beiden Männer auf Aufforderung der Frau Schmey gesetzt hatten, sagte diese zu Graurak:

„Sie ahnen nicht, daß auch Herr Dubsky ein großer Verehrer Ihrer Feder ist . . .“

„Er weiß es,“ rief der Müller, in seiner ein wenig heftigen, aber herzlichen Weise. „Ich habe ihm gleich meine Hochachtung bezeugt, als ich seinen Namen hörte! Freilich, was kann ihm an der Anerkennung eines gewöhnlichen Müller's liegen? Doch wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über! Wissen Sie, was Sie sind? Ein Kernmann, der nicht nach Rechts oder Links schaukelt, sondern mitten durch fährt, wie der Sturm! Solche Leute sind meine Leute. Was man mir auch sagen mag, daß kluge Berücksichtigung der Zeitumstände eine zeitweilige Mäßigung der Sprache und der Ansprüche nöthig macht, — ich

behaupte, daß bei der Art von Klugheit in der Regel ein Stück Feigheit ist."

„Wenn ich diese und Ihre früheren Worte" versetzte Grauwak, „richtig gedeutet habe, so muß ich fast annehmen, daß auch Ihnen durch Ihre politische Unnachgiebigkeit Kraßnitz verleidet worden ist?"

„Sie haben's errathen," erwiderte der Müller rasch. „Eine Bagatelle war im Stande, mich von Haus und Hof fortzutreiben. Ich habe da einmal — im Jahre 1850 einen Flüchtling beherbergt und der Teufel weiß wie — es ist zu den Ohren der Polizei gekommen. Ich bin vorgeladen worden und habe nicht geläugnet. Ja, das war eigentlich recht albern und bewies nur, daß kein Advokat an mir verloren gegangen ist — aber — sollte es mir wieder geschehen, so sag' ich es wieder, so gestehe ich es auch!"

„Dennoch müssen noch andere Umstände, die ich nicht errathen kann, mitgewirkt haben," meinte Grauwak. „Diese Schuld ist selbst in den Augen unserer strengen Behörden nicht so groß, um Sie aus der Heimath zu treiben."

„Werden Sie's glauben," sprach der Müller auflachend, „daß die Geschichte noch immer nicht ruht,

daß sie weiter fort spukt wie ein Gespenst und sich nun schon über zwei Jahre hinzieht?"

„Fast drei Jahre," bemerkte die Frau vom Hause. „Ich hatte mich an dem Tage da sie begann, mit meinem Manne verlobt. Wir waren eben mit der Nachricht davon zu Dubsky's gekommen, als die Gensd'armen erschienen. Den schrecklichen Augenblick von damals habe ich noch immer nicht vergessen. Oft habe ich mir gedacht, ob er nicht eine böse Vorbedeutung für meine Ehe war —"

„Ihr Vater," rief der Müller, „bebte an allen Gliedern. Er zupfte mich am Rocke, daß ich mich mäßige! Herr Grauwak, gute Nachbarn sind mehr werth als Silber und Gold! Das habe ich früher und an jenem Tage erfahren. Auf die Familie Scheppkes laß' ich nichts kommen, das sind die besten Leute, die haben das Herz am rechten Fleck! Es sind Juden, welche allen Christen zum Vorbilde dienen könnten!"

„Und wie konnte sich der Proceß so lange hinausschleppen?" fragte Grauwak, um die beginnende Abschweifung vom Gespräche von vorhin zu beseitigen.

„Ich weiß es auch nicht!" versetzte der Müller. „Glauben Sie denn, daß ich jetzt, da ich vor Ihnen sitze, schon endlich Ruhe habe? Nein!"

„Sonderbar, sonderbar," murmelte Grauwak, den seine Neugier verzehrte.

„Sechs bis acht Wochen ist's her," sagte der Müller, „da erhalte ich wieder eine amtliche Vorladung, beim Bezirksgericht in Kraßnitz zu erscheinen. Dabei muß ich bemerken, daß mein Proceß schon seit langen Zeiten suspendirt und wie ich annehme, ad acta gelegt worden ist. Da vernehme ich denn zu meinem höchsten Erstaunen, daß ich wegen des Flüchtlings, welchen ich schon längst in Amerika denke, inquirirt werden soll. Nachdem ich ein langes Verhör vor dem Bezirkshauptmann, Herrn von Rack bestanden, wird mir eröffnet, daß ich durch jenen Vorfall, ohne es zu wissen, Zeuge geworden sei, um durch meine Aussagen die Enthüllung eines großen Verbrechens zu ermöglichen. Jener Flüchtling, jener Mensch, dem ich so viel Theilnahme und dem ich Unterstützung gewährt, sei vor Kurzem beim Betreten der Grenze festgenommen worden, weil auf ihm ein schwerer, sehr schwerer Verdacht ruhe."

„Und hat man Ihnen das gemuthmaßte Verbrechen nicht angedeutet?“ fragte Grauwak, von einer plötzlichen Unruhe, welche er kaum zu bemeistern vermochte, ergriffen.

„Halb und halb,“ war die Antwort, „halb und halb errathe ich es. Vorerst kann ich doch nichts darüber sagen.“

Er warf einen Seitenblick auf seine Tochter, denn die gegen den erwähnten Flüchtling gerichtete Anklage schien ihm im Zusammenhange mit dem gewaltsamen Ende Julius Werner's zu stehen.

„Haben Sie seitdem keine weitere Vorladung erhalten?“ fragte Grauwak, während alle seine Nerven zuckten und spielten und er kaum ruhig auf dem Stuhle saß.

„Nein,“ gab der Müller zur Antwort, „doch bin ich alle Tage darauf gefaßt, daß eine solche kommt.“

„Und was halten Sie von der Anklage?“ begann Grauwak, von einem fieberischen Interesse verzehrt, wieder zu fragen. „Scheint sie Ihnen begründet, möglich — Sie müssen über den Flüchtling doch ein Urtheil haben, da Sie ihn kennen —“

„Was kann ich sagen!“ sprach der Müller. „Ich

für meine Person glaube es nicht, aber die Gleichzeitigkeit der That und die beigesellten Nebenumstände sind freilich solcher Art, daß das Gericht verpflichtet ist, zu prüfen — ich wundere mich nicht darüber, daß es dies thut! Ich verarge es auch dem Gerichte nicht."

„Sie wundern sich nicht?" warf Grauwak mechanisch hin; er war wie vor Schrecken gelähmt, ihm versagte die Stimme.

„Jeden Tag halte ich mich marschfertig," wiederholte Dubsky. „Zum Glücke werde ich nicht wieder die weite Reise im Postwagen bis Kraßnitz machen müssen. Wie mir ein junger Aktuar in Kraßnitz — ein gewisser Auwald angedeutet, sitzt der Angeklagte jetzt in Olmütz. Mit der Eisenbahn bin ich gleich dort."

„In Olmütz!" rief Grauwak mit plötzlich erleichterter und wieder tief beschwerter Brust.

Ein schreckliches Licht war es, das so unvermutheter Weise auf seinen Freund gefallen — aber — es war doch endlich ein Licht.

Sechstes Kapitel.

Handelt von Olmütz und zwei jungen Virtuosinnen.

Station Wagram! rief der Schaffner und Grauwak, der von Müdigkeit überwältigt einen Augenblick in der Ecke des Coupé's eingenickt war, richtete sich auf, blickte in die Nacht hinaus und war mit einem Mal wieder der ganzen unheimlichen Realität der Lage wiedergegeben.

Er befand sich in Folge der so unerwarteten Nachrichten auf dem Wege nach Olmütz. Dort sollte ja Bruno als Gefangener sitzen, dorthin beschwor ihn dessen alter Pflegevater zu reisen und sein eigenes Herz trieb ihn nicht minder hin.

Ihm war zu Muthe, als blicke er auf ein weites

Feld des Kummers, wo geheimnißvolle Schrecknisse ihr Wesen trieben und jeder Schritt unsicher war. War es denn möglich? Auf Bruno, dessen Gemüth so edel und klar, lastete der Verdacht eines Verbrechens und zwar ein solcher Verdacht, daß selbst ein so hellsehender und gescheidter Mann wie Dubsky achselzuckend sagen konnte: ich wundere mich nicht über das Gericht und verarge es ihm nicht! Welcher tückische Dämon, der nur eine kurze Weile gerastet, lauerte denn hinter den unglücklichen Freund, als habe er es darauf abgesehen, ihn zu verderben? Die Nachricht war entsetzlich, sie war niederschmetternd und doch hatte sie gleichsam als ein Lebenszeichen von einem Todtgeglaubten in Grauwaks wie in des alten Haldenried Brust eine neue Hoffnung angefacht. So spielen Irrlichter. Das menschliche Herz täuscht sich so gern.

Die Lokomotive schnaufte, Viertelstunde um Viertelstunde zog hin, eine Station um die andere ward angerufen, Grauwak schlief nicht mehr ein: durch seinen Kopf schwirrte ein wirres Durcheinander von Bildern und Gedanken. Es waren Bilder von eisenbeschlagenen Kerkerthüren und von Leuten bei Wasser

und Brod, Bilder von Wachtposten, die Tag und Nacht mit gemessenem Schritt auf- und abgehen, Bilder von Verhören, Urtheilen, Verurtheilungen zu Schanzarbeiten in Eisen, — ein abscheuliches, halbwaches Träumen. Und andere Bilder tauchten auf von Menschen, welche durch ein fürchterliches Zusammenspiel von Scheinumständen schuldlos einem Verdacht zum Opfer fallen, Opfer der Kurzsichtigkeit menschlicher Justiz. Grauwak hatte sie in unserer Zeit für so selten gehalten und sollte nun seinen liebsten Freund als einen dieser Unglücklichen beklagen. . . .

Der Morgen graute eben über der weiten Marchebene, als unser Reisende die Thürme von Olmütz vor sich sah. Der Dom stieg empor, bald kamen die neuen Vorwerke und Brückenköpfe, bald die mächtigen alten Festungswerke zum Vorschein. Feine weiße Nebel stiegen aus dem mit Wasser gefüllten Ringgraben im Licht der aufgehenden Sonne empor. Noch ein paar Stöße der Lokomotive und Grauwak befand sich innerhalb der Mauern, die seinen *Freund* beherbergen sollten. . . . Seine Brust hob *sich besorgt und* schwer.

Da stand er denn in der alten fürsterzbischöflichen

Stadt. Sie war ihm bekannt. Er hatte schon einmal eine Zeitlang als Berichterstatter des Donaureichs hier gelebt, zu Ende 1848 und Anfang 1849, als der neue Kaiserhof in Olmütz residirte. Olmütz, Olmütz! Hier waren in den Tagen der großen Noth die Loyalitätsdeputationen aus den treugebliebenen Theilen des Reichs erschienen, aus Prag, Triest, Tyrol; hier jene Deputationen des damals schon um seine Bedeutung gebrachten Frankfurter Parlaments, die bald wieder tiefbeschämt, unverrichteter Dinge abzogen. Aus dieser „kaiserlichen Hauptstadt," dem großen Waffendepôt des Reichs, dem abseits gelegenen Bollwerk, war im März jene oktroyirte Verfassung ausgegangen, die in Wien mit Glockengeläut und Kanonendonner verkündet wurde, aber nie in's Leben treten sollte. Worte! Worte! Und abermals, gegen Ende 1850 hatte der Congreß hier getagt. Noch brannten die Wunden des ungarischen Bürgerkrieges, das Geld war bis auf die Kupfermünze selbst verschwunden, sauve qui peut die allgemeine Losung. Oesterreich schien am Rande des Abgrunds zu stehen. Aber zum Glück sträubte sich „Manteuffel's deutsches Herz gegen den Gedanken eines deutschen Krieges" und

der Starke wich ruhig zurück. Da begann eine neue Aera. Leider war es eine solche, die sich wie ein dunkles Gewölk auf das sonst so sonnig heitere, lebensfrohe Oesterreich herabließ und jetzt einen tödtenden Hauch zu entwickeln schien.

Grauwak war noch immer ohne festen Plan. Er beabsichtigte vorerst nur, sich möglichst unbemerkt zu halten, wollte keine offenen Erkundigungen einziehen, womöglich aber auf unverfängliche Weise die Bekanntschaft dieses oder jenes Auditors machen, der ihn auf eine Fährte bringen könne. Da er annahm, daß er selbst überwacht werde, hatte er beschlossen, Beschäftigung mit geschichtlichen Quellen vorzuspiegeln und wollte um den Zutritt in die erzbischöfliche Bibliothek petitioniren.

Sein erster Gang war daher der zu einem einflußreichen Domherrn, der ihm auch ohne Weiteres sein Gesuch bewilligte.

Wie schwer fiel ihm die vorgespiegelte Beschäftigung mit einigen alten Folianten, wie langsam gingen die Vormittagsstunden dahin! Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Er machte sich schon zu einem Gang durch und um die Stadt auf, um

sich in Bezug auf die Arrestantenquartiere zu orientiren.

Er ging am Dom vorbei, über den Platz und wanderte lange kreuz und quer durch die Gassen. Keine Festung hatte je einen solchen Eindruck auf ihn ausgeübt; freilich war er auch nie dermaßen in der Lage gewesen, ihren Ernst zu fühlen. Die ungeheuren Kasernen mit den langen Fensterreihen, die zahlreichen Wachtposten, die Gruppen von Soldaten, meist Polen und Grenzer mit tiefgebräunten Gesichtern, die vorüberfahrenden Munitionswagen mit ihrer schweren Bespannung und ihren rasselnden Eisenketten, das Trommelgewirbel in den Höfen und auf den Plätzen — das Alles wirkte heute ganz eigen auf ihn ein. Aber noch schwerer ward ihm um's Herz, als er aus der Stadt herauskam und seinen Blick über die Casematten schweifen ließ. . . .

Die Ringmauer, welche Olmütz wie mit einem Gürtel umschließt, enthält fünf Thore. Drei davon, und zwar das Katharinenthor, das Niederthor und das Theresienthor sind an der westlichen Seite gelegen; zwischen diesen Thoren liegen jene großartigen Arrestlokale, von denen die eine Hälfte der in Olmütz lie-

genden Strafcompagnie, die andere den wegen schwerer Verbrechen zu Festungsarbeit verurtheilten Sträflingen angehört.

Die vom Theresienthor bis zum Niederthor laufende Casematte, das Arrestlokal der Straf- oder Disciplinarcompagnie ist an achthundert Schritte lang und mag wohl zehn bis zwölf große Stuben enthalten, von denen jede an dreißig bis vierzig Sträflinge faßt. Nicht weniger ausgedehnt sind die Gefängnisse der anderen, nicht militärischen Sträflinge. Die Fenster, mit starken Eisenstäben vergittert, gehen auf die innere Festungsmauer. Da sämmtliche Arrestlokale sehr tief liegen, die Fensteröffnungen aber sehr klein sind, ist dem Tageslicht von außen nur ein ganz spärlicher Zugang gestattet.

Finster und mißtrauisch hatte ihn schon die und jene Schildwache angesehen, wenn er sich an dieser oder jener Stelle länger aufgehalten hatte; er ging weiter, zur Stadt hinaus, die Chaussee entlang und setzte sich auf einen Erdhügel nieder, auf dem einige Büsche, mit den ersten Blüthen des Frühlings geschmückt, standen. Es war Abend, die Sonne im Sinken. Da erscholl von Weitem ein Ge-

klingel, ja eine Art Geläute, wenn auch nicht so idyllisch, wie man es in einem Gebirgsdorf, des Abends, bei der Heimkehr der Heerden vernimmt, ein Lärm, der immer mißtöniger ward, je näher er kam. Bald auch wurden große Trupps heranziehender Menschen sichtbar; Sträflinge, welche an einem Erddamme gearbeitet, kamen zurück. Jeder derselben trug den Spaten oder die Haue auf der Schulter, jeden einzelnen Trupp begleitete ein Corporal und ein Gefreiter mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bayonett . . . Sie gingen im militärischen Schritt; es mochten Leute der Strafcompagnie sein.

Granwak ließ die Leute in ihren leinenen Kitteln an sich vorüberschreiten, indeß er ruhigen Blicks scharf und gierig jeden Einzelnen musterte. Welche Gesichter sahen ihn an, welche Augen! Leute aller Länder, vom Geschick zusammengewürfelt, zogen an ihm vorbei, diese vielleicht Söhne der Karpathen und jene Söhne der Pußta, diese Deutsche, jene Cumanier, Lombarden, Rumainen. Viele trugen den Stempel der Verderbtheit, der Verwahrlosung, den Stempel eines liederlichen und unverbesserlichen Lebens in ihren Zügen, Andere nur den des Unglücks. Wie konnte es anders

sein? Neben dem wilden Croaten, der das Haus beim Plündern angesteckt und das Kind in die Flamme geworfen, neben dem Zigeuner, dem unverbesserlichen Diebe, der so und so oft Gassen gelaufen und auf seinem Rücken die Narben von sechstausend Ruthenstreichen trug, schritt vielleicht der Student von ehemals daher, der, zum Militär assentirt, als ihn irgend ein roher Corporal beim Exerciren mißhandelte, sich im Gefühl seines Menschenwerths an diesem vergriffen oder auch nur sich eines Wortes bedient, das dem Militärreglement zu Folge als Subordinationsverbrechen angesehen wird. Der gleiche Kittel bedeckt, und dasselbe entehrende Loos drückt sie ohne Unterschied.

Es ward dunkel, Grauwak ging in die Stadt zurück und setzte sich in der Gaststube nieder. Streng von allen Uebrigen abgesondert saß an einem benachbarten Tisch ein Kreis von Officieren, welche in den vergangenen Jahren theils in Ungarn, theils in Italien gefochten, und Grauwak hörte Sätze wie die: „wenn die nicht ruhig geblieben wären, beim ersten Schuß, der aus einem Fenster gefallen wär', hätt' ich meine Croaten acht Tage plündern lassen." Ein

anderer meinte: „Jetzt möchten's die Militärgericht' aufgehoben haben, daß der Teufel wieder losgehen könnt'.“ Grauwak dachte: welch' unverständiger Haß! Ahnt denn der Soldat nicht, was er alles dem Bürger und jenem Jahr der Bewegung verdankt? Sollte denn nicht auch der Soldat frei werden? Wollte nicht der Reichstag, daß das Protektions-, Einschubs- und Conventionswesen aufhöre, petitionirte nicht der Bürger, daß die entehrenden Strafen wegfallen und auch im Soldatenstande dem Verdienst und Talent Bahn gebrochen werde? Wer hat dem Gamaschenthum in der Armee ein Ende gemacht, wenn nicht dies verlästerte Jahr? — Ohne eines Blickes der Aufmerksamkeit gewürdigt worden zu sein, ohne eine Bekanntschaft gemacht zu haben, verließ er das Lokal, um nach zwei schlaflosen Nächten wieder einmal Ruhe zu finden.

Anderthalb Tage befaßte sich Grauwak fast ausschließlich damit, durch die Straßen, besonders in der Nähe der Arrestlokale, herumzuschlendern. Er blieb häufig vor den weiten öden Fronten dieser Gebäude stehen und unterhielt sich mit verschiedlichen Weibern, die in der Nähe Semmeln und Aepfel, Branntwein oder Cigarren verkauften. Wenn er einen Zug von

Sträflingen des Weges kommen sah, jetzt um auf der Chaussee Steine zu klopfen, jetzt um vor dem Hause hoher Officiere Holz zu spalten — da schlug sein Herz, als müsse er jetzt den Freund daherkommen sehen und musterte jedes Gesicht in sorgenvoller Unruhe. Doch wo dachte er hin? Bruno war wohl noch in Untersuchungshaft und mochte irgendwo in schrecklicher Einsamkeit hinter Schloß und Riegel liegen, offenbar von allen Lebendigen abgeschnitten, da ihm ja auch verwehrt war, durch einen Brief ein Zeichen von seiner Existenz zu geben. Grauwak fühlte sich von tiefster Muthlosigkeit erfaßt. Alle Versuche, mit Officieren in Berührung zu kommen, mißriethen, es schien ihm gewiß, daß seine Reise nutzlos und daß er vom Aufenthalt und vom Loose seines Freundes nichts erfahren werde. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, wieder nach Wien zurückzukehren.

Nur aus einem gemüthlichen Bedürfniß besuchte er am Abend des zweiten Tages seinen ehemaligen Hausherrn, einen harmlosen, braven Mann von weniger als mittelmäßigem Geiste, mit dem er dessenungeachtet faute de mieux dereinst manchen Winter-

abend geschwatzt. Er hieß Stökler und war seines Metiers ein Friseur.

Stökler war sehr erfreut, seinen ehemaligen Zimmerherrn bei sich zu sehen. Er erkundigte sich nach dem Zwecke von Grauwak's gegenwärtigem Aufenthalt, dieser erwähnte die Arbeiten auf der erzbischöflichen Bibliothek und Stökler fand diesen Grund höchst plausibel.

„Natürlich“ sagte Stökler, „werden Sie wieder bei mir einziehen! Die Gasthäuser sind theuer hier. Die Reisenden sind selten; man betrachtet sie als gute Beute und schnürt sie ganz con amore. Seit den Tagen von dazumal steht Ihr Zimmer leer.“

Grauwak schien der Vorschlag ganz praktisch. Er besah sich das Gemach und versprach morgen einzuziehen.

„Ich habe inzwischen meine Frau verloren!“ sagte Stökler. „Aber meine beiden Mädchen, die Kinder waren, als Sie noch bei mir wohnten, wachsen heran. Ich habe eine eigene Idee mit ihnen. Ich lasse sie für die Musik erziehen. Das ist mein Plan, seit einem Abend, an dem ich hier die Milanollo's spielen gehört habe und die Kleinen passioniren sich auch dafür. Originell, nicht wahr?“

Grauwak nickte.

„Billigen Sie es?"

„Mein Gott," erwiderte Grauwak, „darüber läßt sich schwer was sagen! Was man auch anfange, das Beste zu unserem Fortkommen thut doch der Zufall, das unberechenbare Ungefähr des Lebens."

„Das denke ich mir auch! Der Eine nennt es Zufall, der Andere Gottes Fügung, es ist aber eines und dasselbe damit gemeint. Glück braucht man, Glück! Ich meinestheils kann mich an Perrücken und Touren alt und blind arbeiten, auf dem Weg komme ich nicht vorwärts. Da hab' ich nun den Plan mit den Kindern. Wenn es Virtuosinnen sind, ziehe ich mit ihnen durch die Welt, besuche die Recensenten, mache den Cassier; so komme ich endlich zum Reisen, was immer meine größte Passion gewesen wäre."

„Sie denken auf weit hinaus," sagte Grauwak zerstreut.

„Warum weit? Die Mädchen sind zwölf und zehn Jahre. In vier Jahren kann die Kunstfahrt losgehen. Ich sage Ihnen, die Kinder spielen bereits die schönsten Duetten und wie sonst diese Musikstücke heißen. Wollen Sie was hören?" Er wollte die Kleinen rufen.

„Lassen wir's, bis ich Ihr Miethsmann bin," erwiderte Grauwak. „Ich fühle mich heut' noch von der Reise angegriffen und bin nicht in der Stimmung, Musik zu hören." Er ging heim.

Am Abend des nächsten Tages saß der kleine Friseur im Hintergrunde seiner Werkstatt mit einer Perrücke beschäftigt und rechnete eben nach, wieviel ihm der unerwartet eingetroffene Miethsmann einbringen werde. Da hörte er die Klingel an der Ladenthür gehen, und ein Fremder trat ein. Es war Grauwak.

„Sie kommen schon, um einzuziehen?" fragte der Friseur. „Es ist noch nicht Alles in Ordnung. . ."

„Im Gegentheil, Bester," erwiderte Grauwak, „ich komme Ihnen zu sagen, daß ich Morgen wieder abreise."

„Aber mein Gott, Sie wollten ja . . ."

„Ich bin ausgewiesen!" entgegnete Grauwak. „Ich habe die Ordre erhalten, auf's Schnellste die Stadt zu verlassen."

„O, Du gütiger Heiland! Was haben Sie denn angestellt?" rief der Kleine. „Unsere Herren von der Polizei sind ja die Liberalität selbst!"

„Davon habe ich in der Unterredung, die ich mit dem Polizeichef soeben gehabt, leider nichts merken können," erwiderte Grauwak mit einem finstern Ausdruck. „Ich finde vor einer Stunde, als ich von einem Spaziergange in's Hotel zurückkomme, eine polizeiliche Vorladung vor. Ich gehe, um baldige Aufklärung zu haben, rasch auf die Stadthauptmannschaft und werde ohne Weiteres vor den Polizeidirektor geführt. Dieser fährt mich barsch an, frägt nach dem Zweck meiner Reise, *will die Zwecke*, die ich ihm angebe, nicht gelten *lassen und verweigert* mir die Aufenthaltskarte. Als ich ihn frage, wie ich mir diesen Eingriff in meine persönliche Freiheit erklären soll, erwidert er kurzweg: er sei nicht da, mir Aufklärungen zu geben, jedenfalls aber möge ich morgen mit dem ersten Zuge meine Rückreise nach Wien antreten. Was kann ich thun? Wo reclamiren? Es bleibt mir nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren, wenn ich nicht wie ein ausweisloser Handwerksbursch „abgeschafft" werden will."

„Aber mein Gott," sagte Stöfler, „eine Ahnung zum mindesten sollten Sie haben, warum man Sie von hier ausweist!"

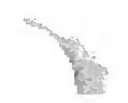
„Ich habe keine Ahnung," erwiederte Grauwak.

„Höchstens ließe sich sagen, daß ich der Existenz der politischen Sträflinge hier zu große Aufmerksamkeit geschenkt habe.“

„Das war aber auch gefehlt,“ rief Stökler, „die soll man gar nicht ansehen; man soll thun, als ob sie gar nicht auf der Welt wären.“

„So scheint es fast,“ sagte Grauwak ironisch.

„Man bedauert die Leute,“ fuhr Stökler fort, „denn Jeder weiß, daß die meisten es nach ihrem Verstande gut gemeint haben, aber man meidet es, sich nur nach ihnen umzusehen oder gar ihnen eine Theilnahme zu bezeugen. Zwei hiesige Haustöchter haben große Fatalitäten gehabt, weil sie sich mit Sträflingen eingelassen haben! Zwar die Eine — die macht sich nichts daraus, ihr Geliebter ist ein italienischer Fürst und sie läßt sich's nicht nehmen, daß er sie heirathet, wenn er frei wird. Die Andere aber hat schmählich die Stadt verlassen müssen ... Ach die Mädchen, wenn sie Jemanden zu bedauern anfangen, ist die Liebe nie mehr weit! Gott, Gott, es scheint wirklich unverdorbenen Gemüthern angeboren, daß sie solche Leute bedauern! Selbst ich — ich hätte mit meinen beiden Kleinen den größten Ver-



druß haben können; nur ihr Alter war ihre Entschuldigung —"

„Wie so? Was war das für eine Geschichte?" fragte Grauwak.

„Sie wissen," erwiderte Stökler, „daß ich die Kinder für die Musik ausbilden lasse. Die Eine ist zehn, die Andere zwölf Jahre alt. Die Eine spielt die Flöte, die Andere die Violine. Der alte Grell, der Organist bei St. Andreas, ist ihr Lehrer, ein grundgeschickter Musikus, und ich denke, daß Beide Künstlerinnen werden, wenn sie nur einmal ihr kindisches Wesen ablegen. Denken Sie aber, lieber Herr von Grauwak, welche dummen Streiche sie machen, Streiche, von denen man nicht weiß, ob man über sie lachen oder sich ärgern soll! Die Beiden gingen immer, wenn sie aus der Musikstunde kamen, am großen Stockhause vorüber. Da ist den Kindern ein Gefangener aufgefallen, der täglich um dieselbe Stunde an dem vergitterten Fenster stand und zu ihnen herabsah. Er muß ein feines, interessantes Gesicht gehabt haben, daß er den Kleinen so auffiel. Was thun sie? Um dem Menschen, der ihnen ein großes Mitleid einflößt, eine Freude zu machen, schlägt die Jüngere vor, ihm

ein Ständchen zu bringen. Die Aeltere, die doch schon einen reiferen Verstand haben sollte, findet das ganz in der Ordnung, ist gleich mit dabei und so stellen sich die beiden Kinder in der Straße auf und fangen an, dem Menschen oben ihre besten Stückchen aufzuspielen. Ein, zwei Tage haben sie das gethan, und was thut der Gefangene? Er wirft den Kindern wie zum Dank ein kleines Ringlein zu. Wir haben es noch. Es war am dritten Tage. Da hat der Wachtposten etwas gemerkt und es hat einen völligen Scandal gegeben. Man hat zum Glück auf die große Jugend der Kinder Rücksicht genommen, sonst hätte es böse ablaufen können. Eine Dummheit, wie die ganze Geschichte ist, hätte mich unglücklich gemacht."

Grauwak blieb sinnend und Stöfler rief in's andere Zimmer: „Rosa, komm, zeig' den Ring des Gefangenen!"

Ein schönes, schlankes Mädchen mit langen Locken kam herbeigesprungen. Es hielt in der Hand das Ringlein empor.

Grauwak besah den Ring sorgfältig. An Bruno hatte er ihn nie gesehen und doch konnte er nach seinem Dafürhalten von ihm herrühren. Grauwak be-

dauerte, daß ihm in diesem Punkte eine so geringe Beobachtungsgabe eigen. Er vermochte nicht einmal zu sagen, ob er jemals in Paris einen Ring an Bruno's Finger gesehen.

„Der Ring ist nicht werthlos," bemerkte Stößler mit schmunzelnder Befriedigung. „Das Geschenk ist als erstes Honorar, das meine Rosa erhalten, nicht schlecht, aber von solcher Art wünsche ich kein Zweites."

„Warum?" fragte Grauwak, um einen Anhaltepunkt mehr zu gewinnen.

„Es war ein sehr schwer gravirter Mensch," gab der Friseur mit verschlagener Miene zur Antwort, „ein noch ganz junger Mann, wie meine Kinder sagen und ich auch sonst vernehme, ein schöner Mann und aus besserer Classe —"

„Haben Sie ihn nicht selbst gesehen?"

„Nein. Ich weiß nur, daß er noch nicht abgeurtheilt war, sondern noch in Untersuchung schwebte."

Diese Andeutungen paßten so merkwürdig auf Bruno, daß Grauwak schon als eine ausgemachte Sache annahm, eine weitere Spur seines unglücklichen Freundes entdeckt zu haben.

„Sagen Sie mir aber auch," fragte er, „wie Ihre

früheren Worte zu verstehen waren! Sie sagten, daß das Ständchen Ihrer Mädchen bös hätte ablaufen können —"

„Ja, wissen Sie," sagte der Friseur mit geschwätziger Zunge, „der Ring war in ein beschriebenes Stück Papier gewickelt —"

Er hatte die Worte kaum über die Lippen gebracht, als man ihm schon die Verlegenheit anmerkte, so voreilig geplaudert zu haben.

„Beschrieben war das Papier?" fragte Grauwak scheinbar unbefangen. „Wo nähme ein Gefangener auf solchem Orte Schreibmaterial her?"

„Alles ist möglich," sagte Stökler achselzuckend. „Es war auch nur mit Bleistift geschrieben, und das Blättchen Papier ein ausgemachter Wisch, den verschafft man sich schon."

„Sie scheinen das Blatt gesehen und gelesen zu haben — es würde mich interessiren —"

„Nein, nein!" protestirte der Kleine. „Die Mädchen haben den Ring herausgenommen und die Emballage weggeworfen."

„Nein, Papa!" ließ sich Rosa vernehmen, „es ist noch da."

„Wenn der Vater redet," fuhr sie Stöfler barsch an, „hast Du den Schnabel zu halten!"

Erschrocken, und über und über roth stürzte das Mädchen hinaus.

„Ich merke," versetzte Grauwak, „daß Sie mir selbst in dieser Bagatelle kein Vertrauen schenken, sondern mir ein Stück Wahrheit, und wahrscheinlich das beste Stück, verheimlichen. Mich sollten Sie doch kennen, Stöfler!"

„Seien Sie nicht böse," entschuldigte sich der kleine Mann mit großem Eifer. „Heutzutage kann man sich nicht genug in Acht nehmen. Es ist freilich Unrecht von mir, Ihnen etwas zu verschweigen. Gewohnheit! Gewohnheit! Ja, die Mädchen haben das Papier mitgebracht —", er zögerte, bis er nach einem schweren Kampf hinzufügte: „ich habe es sogar . . . ."

„Zeigen Sie's, zeigen Sie's!" rief Grauwak mit nicht länger zu bändigendem Ungestüm. „Vertrauen schafft Vertrauen. Ich erzähle dann, was ich Ihnen gleich beim ersten Besuch sollte erzählt haben."

Er gestand den geheimen Zweck seiner Reise.

Grauwak hatte seine Mittheilung kaum beendigt, als der Friseur, im Grunde die gutmüthigste Natur,

schon mit großer Hast in einer Kommode zu kramen begann und ein Papier hervorholte. Mit halb verwischten, schwer leserlichen Buchstaben stand Folgendes darauf:

„Dank, liebe Kinder, für Euer Spiel. Wenn Ihr mir, einem unschuldig Gefangenen, noch eine Freude machen wollt, so kommt morgen wieder. Ich werfe Euch einen Brief herunter. Eine von Euch ist groß und verständig genug, um ihn mit einem Couvert und einer Adresse zu versehen und heimlich in einen Postkasten zu werfen. Ihr thut ein gutes Werk!"

„Die Handschrift ist sehr entstellt," rief Grauwak in großer Aufregung, „doch möchte ich schwören, daß es die Züge des Freundes sind, den ich vermisse und suche. Unglücklicherweise habe ich keine Zeile von ihm hier, um durch Vergleichung Gewißheit zu erlangen. Geben Sie, schenken Sie mir das Blatt!"

„Nehmen Sie es," sagte Stößler, „aber ich muß Sie bitten —"

„Seien Sie unbesorgt. Eher muß ich sehen, wie ich Sie dafür belohne, als daß ich Ihnen durch Unvorsichtigkeit eine Unannehmlichkeit zuziehen sollte. — Aber wie war es weiter?"

„Richtig sind die Mädchen — natürlich ohne mein Wissen — am andern Tage hingegangen. Sie standen lange und erwarteten das Brieflein. Aber der Gefangene erschien nie wieder am Fenster!"

„Nie wieder!" wiederholte Grauwak als düsteres Echo.

Mit dem grauenden Morgen trat er den Rückzug nach Wien an.

Siebentes Kapitel.

Führt uns in das Cabinet des Fürsten Kronenburg.

Der alte Fürst Kronenburg saß in seinem Cabinet. Es war ausgeschmückt mit einer Sammlung von Bildnissen, welche Männer und Frauen aus seiner Familie darstellten. Welche charakteristischen Köpfe dieser Feldherren aus dem dreißigjährigen Kriege, welche Augen, welche Stirnen! Aber mehr und mehr, wie sie unserer Zeit näher kommen, verschwindet der Ausdruck der Charakterkraft und des geistigen Lebens aus diesen Gesichtern, und derselbe Kopf, den wir im Cardinal Fürst Kronenburg wie von den Flammen einer unheimlichen aber großartigen Leidenschaft beleuchtet sehen, starrt uns im Sohne des Fürsten, dem uns wohlbekannten Hugo in Carrikatur entgegen.

Dennoch scheint die Persönlichkeit des alten Fürsten in eine ferne Vergangenheit zurückzugreifen. Er ist eine jener Cavaliergestalten, die der Tod vergessen zu haben scheint, um uns wissen zu lassen, wie einst die Menschen waren. Er ist erst zweiundsechszig Jahre alt, aber an Körper wie an Geist scheint er dem sechszehnten Jahrhundert anzugehören. Er denkt, spricht und handelt wie ein Staatsmann unter Ferdinand II. Ein Absolutist aus Ueberzeugung, ein fanatischer Katholik, trägt er in alle Fragen einen bittern, schneidigen Ernst herein. Seinen Muth hat Niemand je bezweifeln dürfen, seine Treue ist unerschütterlich; in seiner Jugend war er ein Don Quixote der Ritterlichkeit. Nun ist er von einem steifen, ehernen Ernst; Niemand hat ihn lachen gesehen, ein leichtes oder scherzhaftes Wort in seiner Gegenwart gesprochen, würde er als eine Verletzung der schuldigen Achtung betrachten. Intolerant, ungemüthlich, stolz und eiskalt, so kann man ihn charakterisiren. Er ist wie eine Personification der Würde. Seine colossale Gestalt, starr aufrecht, der mächtige Kopf mit den ruhig blickenden, geisterartigen Augen, würde dem Bilde entsprechen, das man von einem spanischen Inquisitor unter Philipp II. hat.

Fürst Otto Krenenburg hat nur einen persönlichen Kummer: es ist der um seinen Sohn. Dieser repräsentirt für ihn das Jahrhundert, dem er machtlos gegenübersteht und nicht zu sich heranziehen kann. Nie gab es zwei entgegengesetztere Naturen. Der Eine ist phantastisch, von allerlei Aberglauben besessen, durchwegs von Ideen beherrscht, der Andere eine Personification des Materialismus und der flachen Genußsucht. Der Eine sieht Geister überall, der Andere nur Körper ohne Geist. Der Eine lebt mitten im Reichthum wie ein Ascet, der Andere verschwendet sinnlos, ohne je dadurch zu einer Freude zu kommen. Es liegt zwischen Beiden der Gegensatz des Ritters von Ehedem und des Jockeyclub-Mitgliedes, des adligen Reitknechts von heute.

Grollend steht der Fürst aber auch der ganzen Zeit, der Epoche, selbst seinen Standesgenossen gegenüber. Denn die Zeit ist glaubenslos, die Menschheit für ihn von einer Seelenkrankheit ergriffen, die zum sittlichen Tode führen muß. Vor ihm steht im Geiste das Lager der Gottesläugner, die den katholischen Glauben, für ihn die Grundveste alles Bestehenden, zu stürzen und alles Eigenthum der Kirche an sich zu

reißen entschlossen sind. Gelingt dieser Partei der Sieg, so beginnt ein neues Heidenthum, Wahrheit und Recht, Kunst und Wissenschaft gehen in einem allgemeinen Brande zu Grunde, eine Nacht neuer Barbarei bricht über die Völker Europa's herein.

Da gilt es denn, Dämme bauen, so lange das Sündenmaaß Europa's noch nicht voll geworden. Also Reorganisation aller Schulen, um den kleinen noch unverdorbenen Kern der Menschheit zu retten, darum Vereine und Brüderschaften, um das noch übrig gebliebene kleine Häuflein der treuen Bekenner wie hinter Schanzmauern zu wahren. Keine Pfarrgemeinde gebe es mehr, die nicht der Mittelpunkt eines Netzes frommer Vereine wäre! Darum endlich bei der Bildung der neuen politischen Gemeinden orthodox-katholische Gemeindevorstände! So dürfte die ganz im Materiellen versunkene Welt, die jetzt nur zu existiren scheint, um zu essen, zu trinken, zu arbeiten und sich des Erworbenen zu freuen, wieder zu den glücklichen Tagen zurückkehren, die das Mittelalter gesehn.

Man sieht, daß Kronenburg's Ueberzeugungen die waren, welche dazumal von allen bischöflichen Sitzen in Hirtenbriefen herausgeschickt wurden, theilweise im

Brandbriefstyl zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auffordernd. Aber bei ihm war es keine bloße Rhetorik, die sich an festlichen Tagen und bei Verkündigung neuer Abläße hervorwagt, sondern starre, durch Erziehung und wunderliche Lektüre herangereifte Ueberzeugung. Der französische Jesuit, der sein Erzieher gewesen, hatte es wahrlich verstanden, die rechten Saatkörner in der Brust seines Zöglings niederzulegen. Weder das Leben in der großen Welt, noch der mannigfachste Umgang hatten je den düstern und eigentlich menschenfeindlichen Aberglauben erschüttern und stürzen können, der wie ein mächtiges Götzenbild im Kreise seiner Vorstellungen aufrecht stand und seinen Schatten weit hinauswarf bis in die der Religion scheinbar fernsten Kreise des Lebens und Handelns.

Wir haben gesagt, daß der Fürst nur einen Kummer habe — den um seinen entarteten Sohn. Vor Jahren hatte er noch einen andern Kummer, den um seine Tochter, aber diese Wunde ist vernarbt, die Geschichte fast vergessen. Carola von Kronenburg hatte sich in einen jungen Offizier verliebt, der, was Rang anbelangte, tief unter ihr stand — ja, er war von bürgerlicher Herkunft. Da nichts fruchtete, da alle

Mittel versagten, das Mädchen vom Gegenstand ihrer Liebe loszureißen, ergriff der Fürst das gewaltsamste Mittel: er begrub sie lebendig im Kloster der Carmeliterinnen in Prag. Nichts gleicht der Strenge der Ordensregel, unter welcher diese Nonnen leben: sie dürfen ihre Eltern nie wiedersehen, dürfen das Haus nie verlassen, keine Fleischspeise kommt über ihre Lippen, selbst untereinander müssen sie stets verschleiert gehen. Carola ertrug das schreckliche Loos über ein Jahr: da fanden die Nonnen eines Morgens ihre Zelle leer, eine Leiter auf dem Boden deutete an, welchen Weg sie auf ihrer Flucht genommen. Die Nachforschungen der Polizei kamen zu spät, sie wiesen nur nach, daß der junge Mensch seiner Geliebten nach Prag gefolgt war und durch Wunder der Beharrlichkeit, wie sie nur die größte Leidenschaft möglich macht, den Weg bis zu ihr gefunden. Später wollten die Gerüchte behaupten, das Paar sei in Amerika angelangt — es blieb unerwiesen. Für den Fürsten ist die Tochter todt, und wenn sie zu ihm zurückkehrte, er würde sie nicht als die seinige anerkennen. So viele Bilder seine Säle auch schmücken, Carola's Bild ist darunter nicht zu finden ....

Kronenburg gehörte nicht zu Denen, die sich über die Ausbreitung der revolutionären Ideen einer Illusion hingaben. Er dachte nicht klein von der Revolutionspartei, aber er war sich der Aufgabe bewußt, ihr ebenso radikal zu begegnen. Es war seiner Ansicht nach ein Krieg auf Tod und Leben und er setzte seinen edelsten Ehrgeiz, gewissermaßen das Ziel seines Strebens darein, einen großen feudalen Bund zusammenzubringen, der die Regeneration des katholischen Lebens zum letzten Zweck haben würde. Alle clerikalen Gedanken, Wünsche und Bestrebungen haben in ihm ihren Mittelpunkt; während er andererseits, ein Vertrauter und Liebling des römischen Hofes weitausblickende Pläne in Bezug auf ein Concordat in den maßgebenden Kreisen colportirt und dessen Verwirklichung anbahnt.

Nach Kronenburg's Ueberzeugung war der Clerus in Oesterreich unter Metternich stiefmütterlich bedacht gewesen. So nur hatte ihm das Revolutionsjahr von 1848 so tiefe Niederlagen beibringen können. Jetzt endlich war der Zeitpunkt gekommen, den wahren katholischen Staat einzurichten und mit der militärischen Partei den Pakt zur Theilung des Einflusses zu

schließen. Die Kirche war das große Mittel, die widerstrebenden Theile des Ganzen zu verbinden, Oesterreich mußte wieder die neueroberte Citadelle der katholischen Kirche werden.

Es waren keine geringen Pläne, die dieser Kopf ausbrütete, keine geringen Unternehmungen, die er mit zäher Beharrlichkeit verfolgte. Alle Seiten des Lebens sollten eine katholische Färbung erhalten und gleichsam mit einem neuen Geiste getränkt werden. Zahlreiche Frauenorden sollten von den Mädchenschulen, von Spitälern, Findel- und Arbeitshäusern Besitz ergreifen, Missionen auf dem Flachlande den religiösen Geist erwecken, katholische Vereine den Handwerker wie den Gesellen gewinnen und einen Druck auf das freidenkerische Bürgerthum ausüben. Vor Allem aber sollten die Gymnasien und Universitäten Pflanzstätten eines neuen Geistes werden. Es waren in diesem Sinne die wunderlichsten Aquisitionen im Auslande gemacht worden; Bayern und das katholische Rheinland hatten die Güte gehabt, Oesterreich eine Portion exquisiter Ultramontanen zu billigen Preisen abzulassen.

Mit diesen agitatorischen Bestrebungen geht bei

dem Fürsten die Betheiligung an einer Menge philantropischer Vereine Hand in Hand. Er ist ihr Protektor, ein großer officieller Menschheitswohlthäter, der hier für entlassene Sträflinge, dort für bedrängte Familienväter sorgt. Und doch ist sein Innerstes kalt und lieblos und nur Der weckt Mitleid in ihm, der auf der großen Liste der Frömmlinge steht, oder als Freiwilliger bei diesen Polizisten des Gewissens einzutreten verspricht.

Heute Abends giebt der Portier im carmoisinrothen Rocke kein Zeichen mit der Glocke, wenn auch Gast um Gast in das Palais eintritt. Die Herren, die da kommen im schwarzen Frack und weißer Halsbinde haben nämlich alle eigentlich nur per nefas Zutritt und werden, wie eine verbotene oder eigentlich schmutzige Waare über eine Hinterstiege in ein rückwärtiges Gemach des Fürsten eingeschmuggelt. Es sind nämlich blos „Gelehrte," neuherbeigeschaffte Persönlichkeiten, die auf der Lehrkanzel im katholischen Geiste wirken werden. Damit sie sich nicht zu einsam fühlen, sind ein paar Geistliche, einige Büreaukraten mit literarischer Färbung und ein paar journalistische Persönlichkeiten miteingeladen. Unter diesen letzteren

befindet sich Doctor Schmey, jetzt schon, wie sein Knopfloch zeigt, Ritter zweier Orden, unter den Ersten einer unserer älteren Bekannten, Pater Michael.

Pater Michael, der ehemalige Kaplan von Kraßnitz, hat nämlich in der Zwischenzeit Carrière gemacht; die Huld der Gräfin Sophie hat ihn aus der Verborgenheit hervorgezogen und ihm eine der einträglichsten Pfründen auf einem Gute des Grafen Thieboldsegg verschafft, das die Gräfin seit mehr als einem Jahr zu ihrem bleibenden Wohnsitz erkoren. Der hagere Fanatiker von ehemals hat seitdem durch gräfliche Kost etwas mehr Rundung erhalten, aber die hektischen Wangen flammen, die Augen glühen noch immer wie ehedem, der alte Ehrgeiz, mit der Maske des Fanatismus angethan, wühlt und drängt vorwärts. Einst sagte man von solchen Erscheinungen, daß sie das „Feuer des Herrn verzehre."

Doctor Schmey ist nicht der einzige Jude im Kreise, der sich allmälig in einem der unscheinbarsten Gemächer des Palais Kronenburg versammelt hat; auch Professor St. Vincent ist trotz seines Namens jüdischen Ursprungs. Er ist Convertit und hat sich den schönen Namen selbst beigelegt. Seine Specia-

lität ist die Nationalökonomie, die er aber dem Geiste der Zeit gemäß, eigenthümlich behandelt.

Als der gelehrte Kreis ziemlich vollzählig zusammen ist, geht der Kammerdiener mit der Meldung in's Cabinet des Fürsten hinüber. Dieser erscheint nun bald im einfachen Rock und empfängt seine Gäste mit jener kalten, verletzenden Höflichkeit, die ihm Bürgerlichen gegenüber eigen. Hier beleidigt sie Keinen, der Fürst kennt seine Leute. Er bittet die Gäste, auf den verschiedenen Fauteuils und Chaiselongues, die im Gemach umherstehen, ungenirt Platz zu nehmen, und Alles lauscht, von den Lippen des Eingeweihten die neuen Schlagworte zu vernehmen, nach denen sich die Ansichten und Ueberzeugungen fortan zu richten haben. Sie lassen nicht lange, da die Versammlung keinen andern Zweck hat, auf sich warten.

„Es ist" sagt der Fürst, während die Lakaien den Thee serviren und er sich zuerst bedient, „zur Reform der Schulen bereits Manches geschehen. Die Anordnung der Schulen selbst ist eine bessere. In der Revolutionszeit von 1848 haben sich, wie Sie wissen, unter allen Studenten die sogenannten Hörer der Philosophie bemerkbar gemacht. Man hat diese allzu zahl-

reichen Classen aufgelös't und an die verschiedenen Gymnasien vertheilt, wo die jungen Leute leichter zu überwachen sind. Auch das Professorenpersonal ist ein anderes geworden. Die vielen verhegelten Köpfe, die sich in unsere Lehrkörper eingedrängt, sind ausgemerzt, von den Lehrkanzeln entfernt und durch ungefährliche Köpfe, Anhänger von Krause und Günther ersetzt. Das ist schon etwas, so findet sich leichter ein Uebergang, das Schwierigste bleibt noch zu thun übrig: die ganze Richtung der studirenden Jugend muß eine andere werden."

„Man wird den Kirchenbesuch und die Beobachtung der religiösen Pflichten schärfer überwachen müssen," meint Pater Michael.

„Auch das, aber es genügt nicht. Die Wissenschaft, hat ein geistreicher Kopf in Berlin gesagt, muß umkehren; ich gehe weiter: Es darf keine Wissenschaft mehr geben, welche ihren Ursprung allein aus dem menschlichen Geiste herleitet. Diese Wissenschaft, ein Produkt heidnischen Hochmuths, muß ausgerottet werden."

„Eine Riesenarbeit, Durchlaucht," erwiderte Pater Michael. „Der Protestantismus, wie ihn der deutsche Geist von Schiller und Goethe bis auf Kant und Hegel entwickelt, ist in allen Köpfen. Die Jugend ist nur dem

Namen nach katholisch. Ich fürchte, die jetzige Generation muß für verloren gegeben werden; was noch in Aegypten geboren war, durfte Kanaan nicht schauen."

„Ich glaube, daß Sie in diesem Punkte die Dinge zu schwarz sehen," erwiderte der Fürst. „Die Jugend ist lenksam, sie ist erschrocken durch die Zahl der Opfer, die in ihren Reihen gefallen. Sie denkt an Jene, die noch in feuchten Kerkern schmachten, die Glieder in Fesseln geschlagen, den Schlaf vergebens auf dem harten Brette suchen, das ihnen als Lagerstätte dient. Sie denkt an die Thränen so vieler Eltern — sie hat eingesehen, wohin solche Irrthümer führen. Diese Stimmung ist zu benutzen. Man muß aber auch einen praktischen Sinn in ihr wecken. Man muß den jungen Leuten den Marquis Posa aus dem Kopf schlagen. Man muß ihnen andere Ideale geben: rasches Fortkommen, Wohlstand, Auszeichnungen im monarchischen Staate müssen als Lockungen aufgestellt werden."

„Unsere Gymnasialerziehung war schon eine heidnische," rief Pater Michael. „Man muß die Kirchenväter, deren Bücher ja die höchste Poesie athmen, an die Stelle jener sogenannten Classiker setzen, die die

frivolen Abenteuer der Griechengötter feiern, den heiligen Augustin und den heiligen Bernhard statt des geilen Sueton und des herzlosen Tacitus."

„Damit kommen Sie auf mein Gebiet, da ich Philologie und klassische Literatur zu tradiren berufen bin," fiel Professor Borchert, ein kleiner kraushaariger Mann ein, „und erklären mir den Krieg, ohne es zu wissen. Ich verkenne die Gefahren und Uebelstände nicht, welche die Beschäftigung mit der klassischen Literatur der Griechen für die heranwachsende Jugend hat, und würde mich vermuthlich, wenn man zwischen Sueton und Tacitus, St. Augustin und St. Bernhard wählen müßte, vielleicht geradezu für diesen größten Kirchenvater, für diesen größten nachapostolischen Theologen entscheiden. Doch schließt die eine Lektüre die andere nicht aus. Auch dürfen wir Deutsche alle Einwände gegen die alte Philologie, wie sie besonders vom Abbé Gaume formulirt sind, auf's Entschiedenste zurückweisen. Die Mythologie der Griechen, ihre ganze Welt erscheint seit den Arbeiten von Creutzer, insbesondere aber von Schelling in ganz anderem Lichte und erstere ist sogar berufen, in der Brust der

Jugend die tiefsten Ueberzeugungen im christlichen Sinne wachzurufen."

„Wie wäre denn das?" fragte Michael.

„Die Wissenschaft," begann Borchert, „hat es nunmehr klar nachgewiesen, daß durch die ganze Welt von Anfang her eine Ahnung des wahren Lichts gegangen, eine Ahnung, welche, in dem Maaße als die Menschheit sich der Epoche von Bethlehem nahte, immer klarer wurde. Alle Religionen stammen aus einem Urquell und so muß der Philosophie der Offenbarung eine Philosophie der Mythologie vorausgehen, die Mysterienlehre ein Corollarium der christlichen Gotteslehre werden. Die Hinweisungen auf den Messias Christus, die das gesammte alte Judenthum durchdringen, die Prophezeihungen, die immer klarer hervortreten, sie wurden von jeher als eine der mächtigsten Stützen des Glaubens anerkannt. Wie aber; wenn wir in allen Religionen dieselben Hinweisungen fänden? Wie, wenn die Sehnsucht nach einer andern Welt, die Sehnsucht nach einer Wiederanknüpfung der göttlichen Bande, welche durch den Sündenfall zerrissen wurden, die Grundlage aller, ich sage aller Religionen ohne Ausnahme bildete? Wie, wenn die Mythologien aller

Völker eine prototypische, eine vorbildliche Bedeutung hätten und die Hinweisung auf Christus in der einen klarer, in der anderen verhüllter erschiene, nirgendwo aber gänzlich fehlte? So ist es in der That, überall und von jeher, in den verschiedensten Cultusformen ist die Erlösung der Menschen aus der Macht des Bösen und die Wiederherstellung des Reiches Gottes als Zweck einer göttlichen Incarnation hingestellt. Bei den Persern ist Sosiosch dieser Erlöser, ein Mensch, von einer unbefleckten Jungfrau geboren, bei den Indern ist es ein menschgewordener Gott selbst, der das Werk der Erlösung unternimmt. Um Engel und Menschen zu beglücken, verläßt Buddha den obersten Göttersitz und steigt nach Magada in's Mittelreich Indien herab, um in den keuschen Schooß einer königlichen Jungfrau, der Maha Maja, in Gestalt eines fünfstrahligen Lichtscheins einzugehen, worauf diese Mutter wird, ohne darum aufzuhören, Jungfrau zu sein. Die hellenische Welt hat den leidenden und verherrlichten Dionysos, den Spender des Weins und des Brodes, der zur Befreiung der Thyone in das Todtenreich hinabsteigt und die erlösten Geister im Triumph aus ihrem Gefängnisse in den Himmel führt. Sie hat

Apoll, den Schlangenzertreter, den guten Hirten des Admet, der auch in die Unterwelt hinabsteigt, und in den Himmel zurückkehrt, wo er, wie Callimachus von Cyrene singt, zur Rechten des Vaters sitzet. Auch Herakles steigt in's Reich der Todten hinab. Was sind alle diese Mythen, meine Herren? Hinweisungen, Vorahnungen! Sie hätten insgesammt keinen Sinn, wenn sie sich nicht klar genug auf Christum, seine Erscheinung, seine Mission, sein Dulden, seine Höllenfahrt und seinen Triumph bezögen! Ich mache Sie ferner auf die Gestalt des phönicischen Melcart aufmerksam. Dieser ist der der Menschheit stets wohlwollende, mit Mühe beladene Dämon, der „leidende Knecht", der ebenfalls in den Hades herabsteigt, um die Seelen zu retten, auch eine Vision Christi, die sich später abermals in der Gestalt des Prometheus zeigen wird. Ebenso ist das Princip des dreieinigen Gottes in den ältesten Mythen nachweisbar. Die indische Theologie basirt auf der Trimurti, der Dreieinigkeit, nicht minder die griechische, vorhomerische, auf der Trias. Das Brod der Persephone, der Wein des Dionysos bilden den Mittelpunkt der ältesten Mysterien. Die ganze Religion des Alterthums durch-



zieht eine spes meliorum temporum und auch die griechischen Mysterien sind demnach eine Offenbarung, aus der heraus wir die tiefste und letzte Bestätigung holen müssen für jene Lehre, die später in Galiläa gepredigt wurde."

Der Ausdruck tiefster Zufriedenheit und höchster Anerkennung malte sich auf dem kalten Gesicht des Fürsten, als er diese Tirade des Gelehrten zu Ende gehört und diese Anerkennung ging soweit, daß er einem mit kühlenden Getränken vorbeieilenden Diener eigenhändig zuwinkte, damit sich der Professor nach so langer oratorischer Anstrengung erlabe. Dieser stürzte, geschmeichelt, ein Glas Mandelmilch herab und fuhr fort:

„So durchzieht eine tiefe, innige Heilesahnung die ganze antike Welt und verläßt sie nicht, selbst in ihrer Periode furchtbarster moralischer Erniedrigung und Zerrüttung. Und so wird uns denn am Abschluß der alten Zeit ein wunderbares Gesicht zu Theil: Virgil, der heidnische Sänger, wird zum Propheten des Christenthums. Dreiunddreißig Jahre vor der Geburt des Gottessohnes schildert er uns schon mit dem Geiste eines Isaias und mit allem Pomp orientalischer Farben die Wiederkehr der Jungfrau, den Sturz der

Schlange, die herannahende Geburt eines göttlichen Kindes, des Sohnes des großen Jupiter, der die Schuld der menschlichen Gesellschaft sühnen und das fortan friedliche Weltall in der Kraft seines Vaters regieren wird, das Erscheinen eines himmlischen Geschlechts und die allmälige Wiederherstellung eines Reiches der Unschuld, der Seligkeit und eines goldenen Zeitalters. Sie kennen doch Alle, meine Herren, jene berühmte mystische und messianische vierte Ekloge? Nicht genug. Ebenso wie die Geburt des Weltheilands in den Tagen des Augustus der Heidenwelt durch den Mund eines Sehers und Sängers verkündet worden war, ebenso wird ihr sein Tod in den Tagen des Tiber angesagt, und die Stimme aus den Lüften ruft den Steuermann Thamus an, er solle verkünden, der große Pan sei todt. Wer, der alles dieses erwägt, kann noch die Fülle der Beziehungen der antiken Welt, ihrer Göttergestalten, Feste, Ceremonien und Prophetieen zur hervorbrechenden christlichen Welt verkennen?"

Auf das phantastische Gemüth des Fürsten schienen diese Worte einen tiefen Eindruck zu machen, er bemächtigte sich des Professors, damit dieser ihm gegenüber seine Andeutungen weiter ausführe. Indessen

traten wieder Diener ein, die auf silbernen Platten Eis und Confect brachten. Alles löste sich in kleine Gruppen auf.

Schmey hatte dem kecken Charlatan verwundert zugehört, sein nüchtern praktischer Geist konnte sich einer frivolen Bemerkung über das Vernommene kaum enthalten; doch sah er ein, daß Schweigen hier am gerathensten sei. Da trat Pater Michael an ihn heran und bat um Erlaubniß, ihm Professor St. Vincent, der sich für die Finanzartikel des Donaureichs lebhaft interessire, vorzustellen.

Schmey erwiederte mit zuvorkommendem Lächeln, daß ihm St. Vincent aus seinen nationalökonomischen Arbeiten bereits theilweise bekannt sei.

„Mein Fach," sagte der Professor, „ist die National-ökonomie, aber wenn ich es näher bezeichnen darf, die katholische Nationalökonomie."

„Besteht," fragte Schmey, „wirklich ein Zusammen-hang zwischen der nüchternen verständigen Wissenschaft der Nationalökonomie und dem Katholicismus? Ist dieser Zusammenhang überhaupt denkbar?"

„Sie setzen mich durch diese Frage in Erstaunen," erwiderte St. Vincent, „sie zeigt mir, wie auch die

gebildetsten Geister in unserer Zeit von gewissen Vorurtheilen beherrscht sind. Die Nationalökonomie ist die Lehre vom leiblichen Bedarf, von der Consumtion, vom Materiellen, von den Bedürfnissen des Leibes; der Katholicismus die große Angelegenheit von den Bedürfnissen des Geistes. Nun ist aber der Mensch Leib und Seele in Einem. Beide Hälften des Menschen mit einander in Harmonie zu setzen, ist die große Aufgabe; nur die Nationalökonomie vom katholischen Standpunkte kann sie lösen."

„Aber ich bitte Sie," rief Schmetz, „die Nationalökonomie ist die Wissenschaft vom materiellen Reichthum, und wer weiß nicht, daß dieser vom Evangelium geradezu zurückgestoßen wird? „Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen." — „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme." — „Fraget nicht, was werden wir essen?" — sind das nicht alles Sätze, welche mit aller Nationalökonomie im Widerspruche stehen?"

„Der Reiche, der nicht in's Himmelreich eingehen kann, ist einfach der böse Reiche, der seine Schätze auf schlechte Weise erworben," erwiderte St. Vincent,

„eine gesunde Nationalökonomie aber verurtheilt nicht minder wie die Kirche einen übelerworbenen Reichthum. Es ist nicht wahr, daß die Religion klein denkt von irdischen Schätzen. Sie faßt vielmehr die Arbeit als ein göttliches Gebot auf. Wozu hat der Herr eine ganze untergegangene Pflanzenwelt, wozu Lager von Erzen in den Tiefen der Erde gebettet? Wozu anders, als daß wir sie herausschaffen? Warum hat das Holz die Gabe erhalten, auf dem Wasser zu schwimmen? Warum hat die Magnetnadel die Gabe, nach Norden zu zeigen? Weil der Herr, der die Meere lenkt, ein Schifffahrervolk wünschte! Nichts führt so weit ab von Gott, als Müßiggang, nichts so sehr zu ihm, als Arbeit und ein mäßiger Wohlstand; der Einklang der Arbeit und des Gebets ist evident. Die Kirche ist auch der Industrie nicht feindlich; sie segnet jede Lokomotive ein, und doch ist erst aus der feierlichen Allianz der Nationalökonomie mit der Religion die neue Aera der Menschheit zu erwarten. Ich brauche nicht erst zu erwähnen, daß ich unter Religion nur die katholische verstehe."

„Und doch sind die katholischen Staaten am wei-

testen in der Industrie zurück. England, Sachsen, Holland —"

„Dafür sind Rheinpreußen, Belgien, der Norden Frankreichs katholisch. Italien, Spanien beherrschten dereinst die Welt. Es ist unmöglich, nicht einzusehen, daß die katholischen Staaten auch im Punkte der Arbeit allen übrigen vorangehen, — wenn Sie aber England erwähnen, so ist das wohl das abschreckendste Beispiel, wohin der Industrialismus führen kann."

„Sie halten England für so unglücklich?"

„England," rief St. Vincent, „ist ein ungeheures Sclavenschiff. Es ist das Land, wo mehr Selbstmorde vorkommen und die Statistik mehr Wahnsinnige nachweist, wie in allen Ländern der Erde. Das Proletariat —"

„Wird, indem es sich wie eine Sündfluth über die reichen Classen stürzt, den Untergang dieses Landes herbeiführen, das gleichsam eine Verkörperung des Eigennutzes, der Gewissenlosigkeit und Treulosigkeit ist!" fiel Pater Michael, der bisher schweigend zugehört hatte, in die Rede.

„England," entgegnete St. Vincent langsam, mit vorsichtiger Betonung jedes Wortes, „dürfte sicherlich

in diesem Kreise wenig Vertheidiger finden. Die Politik seiner Staatsmänner hat es bei dem gesammten Europa genugsam verhaßt gemacht, insbesondere müssen alle katholischen Regierungen es als seinen hartnäckigsten und gefährlichsten Feind erkennen. Das darf uns jedoch nicht blind machen gegen den großen Umschwung, der in den niedern Classen dort vor sich geht. Die Hochkirche, von dem scheußlichsten Tyrannen gestiftet, ist allgemein verhaßt und geht ihrem Ende entgegen. Der Katholicismus gewinnt dort täglich mehr und mehr Boden, Cardinal Wisemann kämpft wie ein Apostel der ersten Zeiten und mit jedem Tage wächst die Schaar seiner Anhänger. Ich sehe die Zeit vorher, in welcher England, durch das Proletariat selbst der furchtbarsten Krise entgegengeführt, wieder in den Schooß des Katholicismus zurückkehrt."

„Dies Letztere," meinte Doctor Schmey, „ist eine Sache des Glaubens; man glaubt, was man wünscht. Um aber auf eine Principienfrage zurückzukommen, die mich interessirt: Sie halten also den jetzt herrschenden Industrialismus und die Religion nicht für unvereinbare Gegensätze?"

„Keineswegs!" rief der Professor. „Wir müssen

den Industrialismus, das Princip unsrer Zeit, weiter entwickeln, um den Sieg der Religion, die religiöse Durchdringung des Volkes zu erleben."

„Und doch bringen uns die Principien von heutzutage immer weiter ab von jener Zeit, die Dome baute und Klöster stiftete —"

„Man schreit gegen die Klöster," fiel St. Vincent rasch in's Wort, „die Klöster waren es, welche in den Jahrhunderten, die der Völkerwanderung und dem Einbruch der Barbaren folgten, nicht nur den Glauben und die Religion, sondern auch die Arbeit und den Reichthum retteten. Mönche waren die ersten Ackersleute Europa's. Von Carl dem Großen bis in's Mittelalter herein geht die wohlthätige Wirkung der großen Klosterbesitzungen. Sie waren nicht nur die Pflegestätten der Literatur und Wissenschaften, sondern auch aller agricolen Kunde und Erfahrung. Die einzige Abtei Fulda hatte rund um sich herum fünftausend Meiereien. Woher das Sprüchwort: Unter dem Krummstab ist gut leben? Die Welt hat diesen Spruch noch nicht vergessen."

„Aber, Verehrtester, diese Zeiten können wir doch nicht wieder zurückwünschen —"

„Es fällt mir nicht ein, diese Zeiten zurückzuwünschen," erwiderte Saint Vincent, „vornehmlich schon aus dem Grunde, weil der Wunsch ein ganz vergeblicher wäre. Wenn ich aber von den Lobrednern der Gegenwart das Mittelalter als eine finstere und barbarische Zeit, als eine Zeit physischen und geistigen Drucks bezeichnen höre, kann ich mich denn doch eines ironischen Lächelns nicht enthalten. Die Knechtschaft im Mittelalter soll aus dem Lehnsystem hervorgegangen sein. Es ist wahr, die Zahl der wirklichen Grundbesitzer war klein; hingegen groß die Zahl der Zinspflichtigen und Hörigen. Aber war das Loos dieser Vasallen und Leibeigenen ein so unglückliches, als für das man es ausgiebt? Das Wesen der Freiheit besteht nicht in der Ungebundenheit und Herrenlosigkeit, sondern in der freudigen Unterwerfung unter ein Gesetz. Die lebendigen Mächte christlichen Glaubens setzten damals jedem Uebergriff der Mächtigen ein Ziel, Lehnsherr und Lehnsmann waren durch persönliche Liebe und Treue verbunden. Wohl hatten die Hörigen kein Eigenthum, aber sie standen dafür unter dem Schutz einer Vormundschaft, die sie nicht kalt und herzlos zu Grunde gehen ließ. Schlägt man die Ur-

kunden jener Zeit auf, welcher Geist der Demuth, frommer Unterwürfigkeit vor Gott weht uns da an! In festen Schranken der Zünfte und Ordnungen bewegte sich jeder einzelner Stand; das Princip der Neuzeit, der Krieg Aller gegen Alle, war noch nicht an der Tagesordnung, denn der Geist der Liebe, des Glaubens —"

Ein ironischer Zug spielte um Schmey's Lippen, als er diesen salbungsvollen Lobpreis der Vergangenheit aus dem Munde seines ehemaligen Glaubensgenossen hörte. Wäre er in anderer Umgebung gewesen, er hätte ihn vielleicht daran erinnert, daß er sich in jener Zeit der Liebe furchtsam im Ghetto verkrochen und einen gelben Lappen als Symbol jener festen Schranken, in denen sich die Stände bewegten, am schmutzigen Talar getragen hätte. Doch Saint Vincent fuhr unerschüttert fort:

„In unserer Zeit," sagte er, „haben wir in unserm staatlichen Organismus furchtbare Krankheiten sich entwickeln sehen, Krankheiten, von denen sich das Mittelalter wahrlich nichts träumen ließ. Der einzige wirkliche Fortschritt, den wir aufzuweisen haben, der in der Technik und Industrie, ist mit Rückschritten in

der physischen, moralischen, intellektuellen und religiösen Bildung der unteren arbeitenden Klassen erkauft. In England, Belgien und Frankreich haben diese Uebel bereits einen drohenden Charakter angenommen. So lange der Arbeiter die intelligente Kraft darstellte, blieb sein Familienleben ungestört, Weib und Kinder theilten die Freuden seines Heerdes. Jetzt ist es anders geworden, in der Fabrik ist der Dampf die Kraft, der Arbeiter nur die Intelligenz, die sie lenkt. Es gilt viel produciren mit den geringsten Kosten. Der Arbeiter hat der väterlichen Gewalt über seine Kinder entsagt, kaum daß seine Kinder ihn mehr kennen: der Fabriklohn macht sie alle gleich. Das ganze Fabriksleben trägt dazu bei, das Familienleben zu lockern und zu zerrütten. Der weibliche Theil der Fabriksbevölkerung fällt der Prostitution anheim. Furchtbarer Zustand! Hier giebt es nur ein Heilmittel: die Rückkehr zum christlichen Leben, die Ausbildung christlicher Ascetik! Gesetz und Wissenschaft bieten nur ärmliche Palliative, wahrhafte Abhülfe kann nur der neuerwachende Glaube schaffen!"

„Und woher soll der kommen?" fragte Schmey mit scheinbarer Neugier.

„Die Fabrik muß der Kirche und dem Kloster, die Arbeiterin der barmherzigen Schwester näher gebracht werden," erwiderte Saint Vincent.

„Ich gestehe, daß ich nicht recht begreife, wie Sie das bewerkstelligen wollen," sagte Schmey.

„Sie begreifen das nicht? Die Religion muß wieder die Arbeit durchdringen, wenn das scheußliche Gespenst des Proletariats aus der Welt verschwinden soll. Das große Fabriksatelier, wie wir katholischen Nationalökonomen es uns denken, wie es eine Forderung der Zeit ist, ist keine bloße Utopie — wir haben hoffentlich schon bald Gelegenheit es zu sehen. Trennung der Geschlechter vor Allem — dann die Arbeiter und Arbeiterinnen isoliren von der Welt der Schädlichkeiten, die sie in unsern Fabriksstädten umgeben. — Ich verlange nicht, daß sie Gelübde ablegen, dennoch dürfen sie nicht aus- und einfliegen! Schwestern führen das Regiment, überwachen die Arbeit in den Frauenanstalten, geistliche Corporationen thun desgleichen in den Fabriken, wo Männer beschäftigt sind. Dabei Sparbanken, Aushülfskassen, Kranken- und Pfründlerhäuser, Asyle, Kinderbewahranstalten — Alles was den Arbeitern zum Wohle dienen

kann! So gelangen wir zu einer Regeneration der Arbeit.“

„Also nicht nur die Spitäler und die Arbeitshäuser, die Schulen und das Armenwesen sollen unter die Domaine des Clerus fallen, auch der Industrie wünschen Sie diese Zukunft?“

„Von allen Kreisen aus zugleich wird die große Frage der Wiederverchristlichung der Gesellschaft in's Leben gesetzt werden müssen.“

Schmey wirbelte der Kopf. Er sah, wie groß die Pläne der Partei, der er sich verkauft. Er, der Jude, war ihr beigetreten; wie eine mächtige Maschine hob sie ihn und trug ihn willenlos weiter. Jetzt der Partei Lebewohl zu sagen, wäre so thöricht gewesen, wie aus einem Train, der mitten im Laufe, herausspringen, weil er uns nicht in die Richtung führt, die wir ursprünglich beabsichtigten.

Die Soirée war zu Ende. Auf einen Wink Borcherts, der hier der am meisten Orientirte war, trat ein Glied der Gesellschaft nach dem andern vor den Fürsten hin, um seinen Dank zu murmeln, worauf Jeder mit ein paar unverständlich hingemurmelten Worten, die von keiner, wenn auch noch so kleinen Be-

Bewegung des Kopfes begleitet waren, entlassen wurde.

Pater Michael verließ der Letzte das Haus. Er sah noch, wie die Professoren Borchert und Saint Vincent sich aus Schmey's Cigarrentasche versorgten und mit diesem die Straße hinabgingen; er blieb zurück.

„Ein solcher Besuch in der Stadt,“ sagte Pater Michael zu sich, „ist doch nicht ohne Nutzen. Wir auf dem Lande bleiben zurück, das ist nicht zu läugnen. Ich kann auch nicht in Abrede stellen, daß dieser Abend mir merkwürdige Aufschlüsse gegeben hat. Meine Standpunkte, ich sehe es ein, sind veraltete. Man darf nicht mehr wie die Pfaffen von ehemals Bildung und Industrie, Classiker und Maschinen so in Bausch und Bogen verdammen und als Teufelswerk erklären. Gegen den Strom der Zeit geradezu zu schwimmen, ist durchaus unmöglich .... Diese Leute, die ich da beisammen gesehen, sind klug; man hat Recht gethan, sie aus dem Auslande herbeizuholen, bei uns war dergleichen nicht zu finden! Ich weiß nicht, wen ich mehr bewundern soll, jenen Philologen, der in den alten Göttergeschichten praeformirtes Christenthum findet,

oder diesen St. Vincent, der die Fabriken als Klöster organisirt wissen will! Saint Vincent — ein kurioser Heiliger — der Jude von ehemals blickt noch aus jeder Miene, verräth sich noch bei jedem Wort .... So muß man die Form wechseln, mit neuen Sophismen kämpfen, neue Schlagworte erfinden, um die Menschen, die dummen Menschen zu leiten .... Ob wohl Einer von ihnen das glaubt, was er sagt? Gewiß nicht, dazu sind sie alle zu klug. Aber der *Jugend dürften sie den Kopf* ordentlich verdrehen — *welch einen Nachwuchs* wird das geben!"

Pater Michael begab sich in sein Hotel. Auf seinem Zimmer angekommen, fand er auf dem Schreibtisch einen inzwischen angekommenen Brief der Gräfin Sophie vor. Da ihm sein Inhalt, wie er meinte, bekannt war, beeilte er sich nicht, das große gräfliche Siegel zu erbrechen. Er streckte sich auf sein bequemes Sopha, nahm eine Cigarre aus dem Etui, steckte sie an und wiegte sich, den Brief in der Hand, in dem Vollgenuß des Augenblicks.

„Welcher Wechsel zwischen Sonst und Jetzt," sagte er zu sich. „Ich habe den richtigen Weg eingeschlagen. Wie arm war ich! Ich wußte mir oft nicht den Rock,

den Hut, die Stiefel zu schaffen. Ich mußte hastig nach jedem Zwanziger greifen, den mir bei einer Kindtaufe der Handwerker wie ein Almosen in die Hand drückte. Wie habe ich die Vaterunser-Groschen gezählt und wie habe ich auf die Begräbnißtaxe gewartet! Nun bin ich bei Fürsten zu Gast, habe keinen Mangel, ja die Börse der Gräfin steht mir jede Stunde offen. Sie hat über mich den edlen Holubina ganz vergessen, die brave Alte!"

Er öffnete den Brief und überflog ihn mit einem raschen Blick. Es war die alte Sentimentalität der Betschwester darin, die ihm so widerwärtig war. Dafür interessirte ihn um so mehr das Postscript, das also lautete:

„Sie werden sich von Kraßnitz her eines Vorfalls erinnern, der uns Alle seiner Zeit erschütterte. An jenem selben Morgen, an welchem man die St. Nepomukstatue so abscheulich entweiht antraf, wurde aus dem Flusse die Leiche eines jungen Menschen gezogen, der sich später als ein Oberlieutenant Namens Werner erwies. Es war im ersten Augenblicke ungewiß, ob er verunglückt, oder um's Leben gebracht worden sei. Die ärztliche Untersuchung der Leiche wies keine

Spuren von Gewalt nach, aber fernere amtliche Erhebungen sollen dennoch dem Verdachte, daß da ein Verbrechen vorliegen müsse, Raum gegeben haben. Damals schon weissagten Sie, daß der Heilige, unter dessen Augen so zu sagen die geheimnißvolle Geschichte gespielt, das Verborgene an den Tag bringen werde. So ist es beinahe. Ein Mensch, der des Mordes am Oberlieutenant Werner dringend verdächtig, ist wunderbarer Weise in die Hände des Gerichts gekommen und sitzt jetzt im Neugebäude zu Pesth gefangen. Leider stellt es sich heraus, daß dieser Mensch, ein gewisser Haldenried, ehemaliger Honvedoffizier, einige Tage lang, natürlich ohne Vorwissen meines Bruders, im Kraßnitzer Schlosse gewohnt hat, wo ihm die überspannte Cornelia durch den schwachen Koß ein Asyl gegeben. Meinem Bruder dürften durch diese Sache große Unannehmlichkeiten erwachsen. So viel entre nous! Es ist mir zur Gewohnheit geworden, meinem Freunde und geistlichen Rathgeber Alles, auch das Geringfügigste, mitzutheilen .... Gott schütze und geleite Sie, Geliebtester! Er umlagere Sie mit seiner Gnade, Freund meiner Seele!"

Achtes Kapitel.

Greift in die Vergangenheit zurück und deckt Mancherlei auf.

Dritthalb Jahre waren seit jener merkwürdigen Nacht verflossen, in welcher den abergläubischen Augen des Kraßnitzer Landvolks durch einen räthselhaften Feuerschein am Firmament außerordentliche Ereignisse angekündigt worden waren. Diese phantastische Erwartung wurde nicht getäuscht, nicht einmal lange hingehalten, sondern schon am nächsten Morgen in aller Frühe erfüllt, als man die Verunheiligung der Statue auf der Johannisbrücke und die Leiche des unglücklichen Offiziers unten im Flusse entdeckte.

Dritthalb Jahre sind seit jenem Tage vergangen und die Erinnerung daran ist ganz verblaßt. Sogar Jene, die damals in die höchste Aufregung versetzt

wurden, fühlen sich kaum zu einer flüchtigen, oberflächlichen Rückschau veranlaßt, wenn sie etwa in den Kraßnitzer Kirchhof treten, auf welchem in einer Seitenecke die letzten Reste von Julius Werner unter einem einfachen und anspruchlosen Denksteine ruhen. Für die Welt war alles wieder in's Geleise gebracht, als die Statue restaurirt und wieder geweiht und der Ertrunkene zur Erde bestattet worden war.

Werner's Eltern sind dem Sohne schon lange in's Grab gefolgt. Nur zwei Menschen giebt es, welche den Todten nicht vergessen haben. Ihre Erinnerung wird freilich von einem entgegengesetzten Interesse und aus den verschiedenartigsten Beweggründen geweckt und am Leben erhalten, Beide aber haben es mit einander gemein, daß sie sich noch zur Stunde mit dem unglücklichen jungen Mann im Geiste beschäftigen. Eine der Personen ist Hedwig Dubsky und die andere, die viel schwerer zu errathen wäre, der Freiherr von Rack.

Während das Mädchen mit einer über das Grab hinausreichenden Treue an der Urne lehnt, in welcher die Asche ihrer Jugendliebe ruht, giebt Herr von Rack die Hoffnung noch immer nicht auf, daß es ihm gelingen werde, das Dunkel, in welchem ihm jene Ereig-

nisse gehüllt scheinen, zu zertheilen und den unermüdlich ausgestreckten Arm der Gerechtigkeit auf das schuldige Haupt zu lenken.

Es ist bekannt, daß an der Leiche Julius Werner's nicht die geringste Spur einer an ihm verübten Gewaltthat entdeckt werden konnte; ebenso notorisch und von dem Zeugnisse seiner eigenen Kameraden erhärtet ist es, daß er das Casino im „blauen Karpfen" in einem Zustande der Verzweiflung verlassen, welcher gar wohl zu dem Entschlusse und der Ausführung eines Selbstmordes geführt haben dürfte. Da auch die andern nächsten Schritte der Behörde kein Resultat ergeben hatten und kein Zeichen da war, eine fremde Thäterschaft anzunehmen, stand nichts im Wege, den Todten beerdigen zu lassen. Nur nahm man seinen Anzug in gerichtliche Obhut.

Aber schon wenige Tage darauf ließ ein Insasse von Kraßnitz einige Aeußerungen fallen, in Folge deren er vor Gericht geladen wurde und dort Aussagen machte, welche allerdings geeignet waren, über das freigewählte Ende des jungen Offiziers mindestens die stärksten Zweifel aufkommen zu lassen.

Dieser Mensch war ein Fuhrmann, Namens Slama,

der sich auch als Lohnkutscher zu verdingen pflegte. In die Wohnung dieses Mannes war am Abend vor der Katastrophe in der Dämmerungszeit ein Offizier gekommen und hatte einen Zweispänner nach einem unweit der baierischen Grenze gelegenen Orte, den wir Uhlitz nennen wollen, für den nächsten Morgen gemiethet. Sein Aussehen und sein Name war dem Fuhrmann nicht recht erinnerlich; er wußte nicht einmal, ob sich der Kunde genannt habe. Das war ja Alles Nebensache. Der Fuhrmann wußte aber ganz genau, daß der Fahrlohn auf zehn Gulden festgesetzt worden war und er den Offizier um vier Uhr Morgens im Wirthshause „zur Kugel" abzuholen habe.

In der „Kugel" wohnte kein Offizier außer Werner. Er war also gewiß der Besteller des Wagens und sonach waren die kleinen Lücken in der Erinnerung Slama's ohne alles Gewicht.

Als der Fuhrmann Morgens um vier Uhr am Wirthshause vorgefahren kam, war dort noch Alles todtenstill. Er ließ die Pferde vor dem Hause stehen und begab sich in den Stall, um den Hausknecht zu wecken, ein Fall, der ihm schon oft vorgekommen war, weil das kleine Wirthshaus keinen solchen Fremden-

verkehr hatte, welcher eine größere Aufmerksamkeit von Seiten der Dienstleute in Anspruch zu nehmen gewohnt war.

Der Hausknecht hatte sich ohne Säumen erhoben und eilte die Stiege hinauf, um den Offizier zu wecken — den Offizier, welcher allen Annahmen nach um diese Stunde ganz gewiß schon im Flußwasser unter den Weiden ertrunken liegen mußte.

Aber der Hausknecht entledigte sich seines Auftrags und in den Hof zurückgekommen, fing er mit Slama über allerhand unbedeutende Dinge vor der Stallthür zu plaudern an. Erst nach einer Weile warf er die Bemerkung hin, verdrießlich, indem er auf ein Mittelfenster des oberen Stockwerks deutete, daß der Offizier wieder eingeschlafen sein müsse, weil er noch immer kein Licht angezündet habe. Darauf entgegnete Slama, daß Jener den Weckruf möglicher Weise nicht gehört haben könne. Diese Annahme ließ der Hausknecht nicht gelten. Er war zwar nicht in's Zimmer getreten, hatte sich aber hinter der Thür vernehmlich und deutlich mit dem Offizier unterredet und demselben mehrere Anfragen über den Lohnkutscher, die Fahrt und andere einschlägige Einzelnheiten beantwortet.

Nach dieser Besprechung, eben als der Hausknecht noch einmal hinaufzugehen beabsichtigte, um an der Thür zu klopfen, wurde das schon bezeichnete Fenster im oberen Stockwerk hell. Man sah hinter dem herabgelassenen Vorhang den Schatten eines Mannes durch die Mitte des Zimmers hin- und herstreichen. Ohne Zweifel kleidete er sich eben an.

Slama begab sich wieder zu seinen Pferden, um sich bereit zu halten und nicht seinerseits einen neuen Verzug der Abfahrt zu veranlassen, während der Hausknecht kurze Zeit später hinaufging, um das Gepäck des Reisenden in Empfang zu nehmen. Mitten auf der Stiege traf er den Offizier. Er kam ihm in seinem langen grauen Feldüberrock unter dem Gerassel seines Säbels eilig entgegen und sagte, indem er auf eine kleine Reisetasche, die er in der Hand hielt, zeigte: daß er seinen Koffer zurücklasse, weil er in wenigen Tagen wieder zurückgekehrt sein werde, wobei er dem Hausknecht ein Trinkgeld in die Hand drückte. Im Nu darauf war er in den Wagen gesprungen und davon gefahren.

Ueber die Fahrt nach Uhlitz legte Slama folgende Aussagen nieder:

Der Offizier war äußerst wortkarg, beinahe stumm dagesessen. Nur ein einziges Mal, als man Kraßnitz den Rücken gekehrt, hatte er ein Gespräch angeknüpft und gefragt, wohin eine Seitenstraße, die zur Rechten lag, führe, wobei er sich alle darauf liegenden Ortschaften und den Ausgangspunkt genau beschreiben ließ. Ihm, dem Fuhrmann, habe damals die Haltung des Offiziers den Eindruck gemacht, wie wenn er die Reiseroute zu ändern beabsichtigt hätte, ohne daß eben diese Absicht klar und deutlich hervorgetreten wäre. Hierauf sei zwischen Beiden wieder kein Wort gewechselt worden, bis sie in Uhlitz angekommen, was um zwei Uhr Nachmittags geschehen. Unweit von Uhlitz, im sogenannten Uhlitzer Walde, seien ihnen zwei berittene Gensd'armen entgegengekommen, wobei sich ein damals nicht seltener Fall strengster Handhabung straßenpolizeilicher Aufsichtsrechte ereignet. Die Gensd'armen hatten den Wagen halten lassen und den Fuhrmann wie den Passagier nach ihren Legitimationen gefragt.

Auf diese Aufforderung der Gensd'armen hin habe der Offizier seinen Urlaubschein vorgezeigt, worauf diese, vollkommen zufriedengestellt, sich höflich entschul-

digten und auf die Vorlegung der Ausweispapiere des Fuhrmanns verzichteten.

In Uhlitz hatte sich der Offizier eine weitere Fahrgelegenheit von Slama, der dort bekannt war, empfehlen lassen, schien aber, den genauesten Nachforschungen zufolge, weder von dieser, noch einer andern Gebrauch gemacht zu haben. Und somit war jede Spur verwischt, seinen Weg weiter zu verfolgen.

Es wurde Slama die Frage vorgelegt, ob es ihm denn nicht aufgefallen sei, daß jener Offizier, den er in seinem Wagen nach Uhlitz gebracht, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht derselbe Mensch gewesen, der um die Dämmerungszeit, also gegen sieben Uhr, am Abend zuvor den Wagen bestellt? Eine ähnliche Frage stellte das Gericht an den Hausknecht. Slama erwiederte, daß er sich den Offizier, der Abends zu ihm gekommen, gar nicht recht angesehen habe, es sehe auch für ihn ein Offizier in der Uniform wie der andere aus. Sie seien während des Handels in der Stube geblieben, wo es schon ziemlich dunkel war. — Der Hausknecht hatte eben so wenig sich den Mann angesehen, der mit der Handtasche die Treppe herabgekommen und rasch in den Wagen gesprungen war.

Er hatte, meinte er, dieselbe Größe wie der Oberlieutenant Werner, den er allerdings öfter, wiewohl immer unangekleidet, auf seinem Zimmer gesehen, weil er ihm die Kleider zu bürsten pflegte. Es wäre ihm, sagte der Hausknecht, nicht im Traume eingefallen, daß es ein Anderer sein könnte. Es war übrigens früh am Morgen und noch kaum recht hell.

Auch die zwei berittenen Gensd'armen, welche den Wagen angehalten, wurden ermittelt. Es waren die Gensd'armen Wenzel Krasa und Karl Richter. Sie wußten sich Beide des Tages, des Orts, aller Umstände und Nebenumstände genau zu erinnern. Wenzel Krasa hatte, als er den Wagen kommen sah, zu seinem Kameraden gesagt: „den frage ich nach seinen Ausweispapieren." Karl Richter meinte: „Bei einem kaiserlichen Offizier könntest Du die Geschichte bleiben lassen." Krasa erwiederte, daß bis der bewußte Flüchtling eingebracht sei, sich Jeder bei ihm ausweisen müsse. Darauf hin sei er an den Offizier herangekommen, der ruhig und ohne eine Spur von Verlegenheit zu zeigen in die Brusttasche gegriffen und ihm den Urlaubschein vorgewiesen habe. Krasa wollte sich deutlich erinnern, daß der Name auf dem Urlaubschein

Werner gewesen. Er habe, zufriedengestellt, sich noch wegen seiner Anfrage entschuldigt; als der Wagen weiter fuhr, habe noch Karl Richter zu ihm gesagt: „das hättest Du bleiben lassen können.“ Krasa habe erwidert: „es sei der Ordnung wegen.“

Wer war nun dieser räthselhafte Passagier? Man wußte es nicht, gewiß aber war, daß er dringende Ursachen hatte, seine Person geheim zu halten und sich für Einen auszugeben, der er nicht war. Höchst auffallend, ja geradezu verdächtig mußte es erscheinen, daß er in derselben Nacht, in welcher Werner seinen Tod gefunden, in dessen Zimmer im Wirthshause zur „Kugel“ ruhig bis zum Morgen verweilt, dessen Militärkleidung mit solcher Sicherheit angelegt und dessen Fuhrwerk so unbedenklich benutzt habe. Er mußte auf Werner's Abwesenheit und Nichtwiederkommen auf das bestimmteste gezählt und in diesem Falle das Schicksal des Mannes, dessen Rolle er gespielt, geahnt oder gewußt — vielleicht gar veranlaßt haben.

In Folge der Aussage des Fuhrmanns Slama würde gewiß auch ein Mann von weniger Eifer und Combinationstalent, als dem Freiherrn von Rack eigen war, die Meinung von einem Selbstmorde, den Werner

an sich verübt, aufgegeben und den Gegenstand zur strafgerichtlichen Verfolgung für geeignet gehalten haben.

Herr von Rack hatte zwar gleich von Anfang an, seiner ganzen Natur und Praxis nach, die Selbstmordhypothese nicht gutmüthiger Weise acceptirt, sondern sie erst dann gelten lassen müssen, als sich für alle denkbaren Erklärungsarten des tragischen Factums kein fester Anhaltspunkt gefunden hatte. Allein nach Slama's Bericht über den mysteriösen Passagier mußte ihm nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit eines versteckten Verbrechens in die Augen springen.

Die wilde Aufregung, die dieser Zwischenfall im Gemüth des Herrn von Rack hervorbrachte, ließ einen so fanatischen Verfolger aller schlechten Thaten nicht ruhen und rasten. Sein erster Verdacht fiel auf den Menschen, welchen er von seinen Gensd'armen in Dubsky's Mühle hatte suchen lassen, und dem er selbst im Schlosse des Grafen von Thieboldsegg vergeblich nachgespürt. Es war zwar richtig, daß sich der Freiherr von Rack jederzeit einen politischen Flüchtling mit den schwärzesten Farben ausmalte und demselben mit einer gewissen Vorliebe aller Unthaten fähig hielt, doch

in diesem vorliegenden Falle mußte man ihn von jeder parteiisch gefärbten Anschauungsweise und jeder Voreingenommenheit freisprechen und einräumen, daß er unter diesen Umständen auch gegen jeden als loyal anerkannten Bürger hätte einschreiten müssen.

Ehe der Freiherr auf seiner gerichtlichen Bahn weitergehen konnte, handelte es sich jetzt darum, das in dringendem Verdachte stehende Individuum einzubringen. Dazu war nicht nur die genaue Personalbeschreibung, sondern auch der Name, endlich ein Steckbrief nöthig. Einzig auf diese Weise war es möglich, den Aufenthaltsort des Flüchtlings auszuspüren, seine Person zu bezeichnen und dessen Auslieferung von einer benachbarten Regierung zu erwirken.

Diese Punkte boten die größten Schwierigkeiten dar. Das Gericht kannte die äußere Erscheinung des Flüchtlings nur nach der vagen Beschreibung des Müllers Dubsky, der überdies erklärt hatte, den Namen seines Schützlings weder gekannt zu haben, noch nach der Kenntniß desselben lüstern gewesen zu sein. In ein noch tieferes Dunkel gerieth man, wenn man den Spuren des Flüchtlings in's Schloß folgte. Zuerst entstand die Frage, die alle früher gemachten Com-

binationen umwarf: war der Mann, der sich in Offizierskleidung entfernt hatte, die nämliche Person, die man aus der Mühle verjagt hatte? Möglich, sogar wahrscheinlich, was aber mehr? Und dann die nächste Frage: wer hatte ihn im Schlosse beherbergt? Herr von Rack hatte zwar alle Maschinen in Bewegung gesetzt, um dies herauszubringen, aber vergebens, denn Niemandem von Allen, an die er sich wandte, war etwas vom Aufenthalt eines Menschen im alten Schlosse bekannt. Jene drei Personen aber, die das Geheimniß unter sich theilten, die junge Gräfin, Frau Hassenfeld und Koß, standen einer jeden Zumuthung zu fern und hatten auch zu schnell nach dem Vorfalle Kraßnitz verlassen, um Rack Gelegenheit zu bieten, an ihnen Ausforschungsproben anzustellen.

Darüber, daß sich ein seltsamer Gast im Schlosse aufgehalten, war der Freiherr in keinem Zweifel, konnte in keinem Zweifel sein. Man wird sich erinnern, wie sein polizeilicher Feinsinn von den Fußtapfen hinter dem Kaiserbilde geweckt worden und wie weit er später auf der einmal aufgefundenen Fährte fortgeschritten war. Die nächste weiter führende Entdeckung war jener Brief, der durch die malitiöse Intrigue der Gräfin



Sophie in gerichtliche Hände gekommen war und welchen der Rittmeister Arthur Haldenried als einen Brief seines Bruders Bruno erklärt hatte. Der Fang dieses Briefes hatte zur unmittelbaren Folge die Haussuchung im alten Schlosse, welche Herr von Rack mit einigen verkleideten Gensd'armen am Morgen jenes selben Tages vorgenommen, an welchem sich die Kunde von den Ereignissen an der Johannisbrücke verbreitet hatte. Rack hatte zwar den Flüchtling nicht gefunden, wohl aber ein Gemach entdeckt, welches allem Anschein nach vor Kurzem bewohnt gewesen. Nach dem zu einer Schlafstätte hergerichteten Divan und dem noch vollen Waschbecken zu schließen, war das Zimmer vielleicht erst in letzter Nacht geräumt worden. Sonst hatte sich nichts, gar nichts gefunden, was zu irgend einem weitern Schluß berechtigt hätte.

War Bruno Haldenried der heimliche Bewohner dieses Zimmers gewesen? Nicht unmöglich, daß er in der Nähe seines Bruders, des Rittmeisters, in dem Orte, wo dieser lebte, Schutz gesucht und von diesem auf seiner Flucht unterstützt worden war. Doch — wenn es so, fragt man umsonst, warum der Rittmeister gerade in Gegenwart des Bezirkshauptmanns aus freien

Stücken von seinem Bruder gesprochen, dessen Schuld und Compromittirung erwähnt haben sollte, lange bevor irgend ein Verdacht aufgetaucht war, der etwa dieses nur scheinbar offene Bekenntniß nöthig machte, um eine irreleitende Kriegslist auszuführen ....

Angenommen aber, Herr von Rack hätte noch stärkere, ja ganz ausreichende Beweise besessen, daß Bruno der heimliche Bewohner des alten Schlosses gewesen, was und wie viel war damit gewonnen? Wie es unbestimmt blieb, ob er früher bei Dubsky beherbergt worden sei, ebenso ungewiß mußte es bleiben, ob er dieselbe Person war, welche ihr Versteck verlassen und im Wirthshaus „zur Kugel" die höchst sonderbare Rolle gespielt habe. Warum hätte er sich dort unläugbar großen Gefahren ausgesetzt, und wäre nicht lieber zu seinem Bruder gegangen, von welchem er sicherer und ohne die gefährliche Last eines neuen Verbrechens hätte weiter befördert werden können?

So tappte der Verdacht in dem finstersten Dunkel herum, denn wahrlich, auf die rein ideelle Basis der angeführten Momente und scharfsinnigen Vermuthungen war eine so schwere Anklage wie ein Mord nicht zu begründen, so daß nicht einerseits ein Unschuldiger leide

und andererseits ein fremder Staat Bedenken trage, einen Flüchtling auf Grund vager Muthmaßungen auszuliefern.

Dennoch ließ sich die räthselhafte Gestalt, welche in Kraßnitz auf so verhängnißvolle Art und zu wiederholten Malen aufgetaucht war, vom Gericht nicht so leicht ignoriren; im Gegentheil mußte sie, seit Slama's Aussagen auf's schärfste in's Auge gefaßt und geprüft werden. Hatte dem falschen Offizier im Wirthshause „zur Kugel“ nicht die fremde Uniform als Maske, der fremde Urlaubsschein zur Legitimation und das von einem Andern bestellte Fuhrwerk als Fluchtmittel gedient? Konnte er sich nicht die Uniform vorher auf gewaltsame Weise angeeignet haben und vor Nichts zurückgeschreckt sein, weil er ja Alles zu fürchten hatte? Diese Annahme lag allerdings nahe.

Konnte aber nicht auch ein ganz anderer Mensch Werner aus unbekannten Motiven umgebracht und sich dann in den Kleidern des Ermordeten fortgemacht haben? Das war ebenso möglich, aber die menschliche Vermuthung muß bei dem Bekannten stehen bleiben und daraus das Unbekaunte zu entwickeln suchen.

Freiherr von Rack hatte also von diesem Standpunkte aus ganz Recht, die Voruntersuchung, beide Augen auf den Flüchtling gerichtet, zu leiten. Er mußte sich sogar auf diesem Wege den günstigsten Erfolg versprechen.

Da ereignete sich etwas höchst Eigenthümliches, welches dem Gange der Untersuchung einen Stoß gab, daß dieselbe auf längere Zeit in's Stocken gerathen mußte.

Es traf auf der Kraßnitzer Postexpedition ein Poststück mit folgender Adresse ein: „An Herrn Oberlieutenant Julius Werner, zur Zeit in Kraßnitz im Wirthshaus „zur Kugel." Das Poststück war in einem kleinen Orte im Elsaß aufgegeben worden.

Auf erhaltene Anzeige hin übernahm das Gericht die Sendung. Das Paket wurde geöffnet; es enthielt Werner's Uniform; der Feldüberrock, der Urlaubschein und der Säbel waren dabei.

Wer konnte das Frachtstück abgesendet haben, als jener falsche Offizier? Warum aber hatte er es gethan? Warum eine Gewissenhaftigkeit, die ihm selbst gefährlich werden konnte? Aus welchen Gründen kann man sich bewogen fühlen, Demjenigen die Kleider zurück-

zusenden, dem man das Leben genommen? Sollte eine List dahinter stecken, um den Verdacht der Thäterschaft zu mindern?

Diese schwierigen Fragen ließen bei dem Mangel weiterer Thatsachen das ganze Unvermögen menschlicher Schlüsse klar zu Tage treten.

Das Landesgericht erklärte nach Prüfung der Akten, welche demselben vom Bezirkshauptmann übersendet worden waren, den nöthigen Anhaltspunkt derzeit noch nicht gefunden zu haben, um eine bestimmte Person auf Grund einer so schweren Anklage steckbrieflich verfolgen zu lassen, bemerkte aber, daß es die Meinung der Bezirkshauptmannschaft von der Bedenken erregenden Erscheinung des Flüchtlings theile. Vor Aufnahme des Prozesses sei eine festere Unterlage nöthig und es sei zuvörderst geboten, die Person des Flüchtlings genau festzustellen, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu ermitteln und ihn durch geheime polizeiliche Organe beobachten zu lassen ....

Freiherr von Rack bedachte sich nicht lange, jenen Flüchtling als Bruno Haldenried zu bezeichnen und die vom Landesgericht nöthig erachteten Schritte in Ausführung zu bringen.

Unter den vielen Spionen, welche die österreichische Regierung im Auslande besoldete, war unser alter Bekannte Burda der erste, welcher die Existenz Bruno Haldenried's in Paris herausgewittert hatte und den Behörden in Oesterreich signalisirte. Es war inzwischen fast ein volles Jahr vergangen. Trotz des Vorurtheils und der vorgefaßten Meinung, mit welcher der Agent seine Aufträge in Angriff genommen hatte, wollte die Schuld nirgendwo zum Vorschein kommen. Bruno's materiell glänzende Lage, sowie seine edle Persönlichkeit voll freier und heiterer Unbefangenheit verbannten allen gemeinen Verdacht aus seiner Nähe, so daß endlich sogar Burda bekehrt wurde und über Bruno Berichte einsandte, in welchem er, Bruno gegenüber, eher als Entlastungszeuge, denn als Ankläger auftrat.

Da Bruno, zu vielseitiger Discretion verpflichtet, nie von Kraßnitz sprach, sondern sein Entkommen aus Oesterreich immer auf eine ganz einfache und wenig romantische Weise mit stereotypischer Gleichmäßigkeit erzählte, büßte der Glaube an seinen dortigen Aufenthalt selbst bei Denjenigen an Kraft und Stärke ein, welche, wie Herr von Rack, eine auf so scharfsinnige

Gründe basirte Ueberzeugung darüber erlangt zu haben meinten.

Auf solche Art, da die Angelegenheit eher zurückschritt als vorrückte, schläferten sich die Behörden ein und wären vielleicht für immer abgelenkt worden, wenn ihr nicht Bruno selbst zu Hülfe gekommen wäre.

Man wird sich erinnern, daß Bruno in der ersten Zeit, als er eben die Bekanntschaft der Frau von Greifenstein gemacht hatte, dieser in einer mittheilungslustigen Stunde einige, wiewohl ganz vage Geständnisse über seinen heimlichen Aufenthalt in Kraßnitz abgelegt hatte. Es war das erste Mal und das einzige Wort, welches ihm je darüber entschlüpft war und dennoch hatte es hingereicht, eine ganze Folge von Verlegenheiten und Unglücksfällen über ihn zu verhängen.

Dieses Wort hatte Leonie seine Liebe zu Cornelia verrathen helfen und ihm die Denunciation der eifersüchtigen Frau beim Grafen Thieboldsegg zugezogen, von welchem fortan der verwegene Liebhaber seiner Tochter als Feind angesehen und verfolgt werden sollte. Der ihm zugeschworene Schlag sollte schrecklich und rasch auf Bruno's Haupt herabfallen; er hatte ihn, als er, wohl nicht allein von der Sehnsucht nach der

Heimath, sondern von heimlicher Liebe beschwingt, nach Hause zurückeilte, an der Grenze Böhmens empfangen.

Sein Onkel hatte ihm die straffreie Rückkehr erwirkt, allein die Amnestirung war ausdrücklich durch den Zusatz beschränkt, daß sich die Begnadigung auf kein außerhalb der politischen Sphäre liegendes Vergehen erstrecke und sich nur auf die Betheiligung am Aufstand beziehe.

Es war nur eine herkömmliche Redensart, welche die Regierung durch diesen Zusatz ausdrückte, sie hatte keinen Hintergedanken dabei; die, welche dem alten Haldenried diesen tröstlichen Bescheid gaben, wußten selbst nicht, welch schwerer Verdacht in den Akten von Kraßnitz vorräthig lagere und auf Bruno lauere, sobald er sich nahen sollte.

Leonie's Denunciation war noch warm, als Graf Thieboldsegg an Herrn von Rack um Informationen über den Flüchtling schrieb. Der Graf selbst ahnte nicht, daß er durch seine Angaben über Bruno der Kraßnitzer Bezirkshauptmannschaft die werthvollsten Materialien zum Prozeß liefere.

Während der Briefwechsel zwischen dem Grafen und Herrn von Rack noch fortdauerte, hatte Bruno,

wie sich der Leser wohl erinnern wird, den Einfall, vor seiner Abreise nach Oesterreich noch mit seinem Bruder den Grafen zum Abschied zu besuchen, um vielleicht für alle Fälle einen Gönner und Protector an ihm zu gewinnen. Die Täuschung, die er sich machte, konnte nicht größer sein.

Nicht Bruno's alter Onkel, weder die Geliebte, noch seine Freunde und Freundinnen wußten bis zur Stunde etwas Gewisses über das Schicksal, das ihn betroffen, und hatten keine Ahnung von dem, was weiter seiner harre. Sie wußten nur, daß Bruno fehle, nicht warum. Seine Feinde waren besser unterrichtet, sogar Jene, welche ihn theilnahmlos zu Grunde gehen lassen konnten.

Die Gräfin Sophie hatte keine leere Erfindung nachgesprochen, als sie neulich ihrem Beichtvater, Pater Michael, meldete, daß man einen des Mordes an Julius Werner dringend verdächtigen Menschen in Untersuchung gezogen habe.

Ebensowenig war der obschwebende Prozeß dem Grafen Thieboldsegg unbekannt; er folgte ihm seit langer Zeit mit leicht begreiflicher Spannung und, wie sich später ergeben wird, sogar mit persönlicher Unruhe.

Der Tag war gekommen, an welchem er seine Tochter nach Schloß Enzdorf begleiten und während seiner bereits angekündigten diplomatischen Reise der Familie Kronenburg zur Obhut übergeben wollte.

Die Abfahrtsstunde rückte bereits heran, alle Augenblicke erwartete der Graf, mit den letzten Anordnungen beschäftigt, die Meldung, daß die Extrapostpferde, die er bestellt, an seinem Palais vorgefahren seien, als ihm ein Besuch angekündigt wurde, den er nimmermehr erwartet hätte. Der Lakai meldete die Frau Baronin von Greifenstein.

Leonie folgte der Anmeldung auf dem Fuße.

Der Graf war höchst überrascht. Er vermuthete sie in Paris, wo sie ja für immer zu bleiben entschlossen war, weil sie durch die Rückkehr unter das unerträgliche Joch ihres alten Gemahls zurückzufallen fürchtete.

„Was hat das zu bedeuten?" rief ihr der Graf im Tone der Verwunderung von weitem entgegen.

„Ich komme ganz eigens von Paris, um Sie mit Vorwürfen zu überschütten!" rief Leonie.

Sie warf sich wie eine Erschöpfte auf einen Stuhl. Ihre Züge trugen den Stempel lange andauernder

Aufregung, ihre Augen waren tief umrändert und warfen unruhige, stechende Blicke. Zu diesem verstörten Aussehen paßte ihr Anzug, das zerknitterte, noch mit Staub bedeckte Reisekleid, das offenbar die ganze Fahrt mitgemacht hatte und im größten Gegensatz zu ihrer Toilette von ehedem stand.

„Sie sehen wahrhaftig recht böse aus!“ rief der Graf, nachdem er sie vom Kopf bis zum Fuß gemustert. „Ich müßte mich vor Ihnen fürchten, wenn ich je an etwas anderes gedacht hätte, als Ihnen zu dienen und zu nützen. Sprechen Sie! Was giebt es, lieblichste der Furien?“

„Keine Scherze!“ rief Leonie ernst und heftig. „Sie haben meine Ergebenheit schrecklich gemißbraucht! Sie haben meine freundschaftlichen Mittheilungen — Warnungen, wenn Sie wollen, — in gemeine Angebereien verwandelt! Das hat die schlimmsten Folgen gehabt, Folgen, die auf mein Gewissen wie Felsstücke fallen! Sie haben den unglücklichen jungen Mann —“

Der Graf wollte eine ruhige Entgegnung erheben, aber Leonie's Worte fuhren darüber wie ein losgelassener Wildstrom fort.

„O! hätte ich das gewußt!“ fuhr sie exaltirt und

mit einem Aufschrei der wahrsten Reue fort, „hätte ich Sie ganz gekannt, Diplomat! Warum habe ich nicht geschwiegen, ich thörichtes Weib! Ich habe Ihnen Bruno Haldenried nicht auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, ich habe Ihnen Bedingungen gestellt! Sie haben dieselben nicht blos gebrochen, sondern mich zugleich zur unfreiwilligen Bundesgenossin Ihres grausamen, ja barbarischen Egoismus gemacht! War denn das von nöthen, um sich einen mißliebigen Freier Ihrer Tochter vom Halse zu schaffen? Ja, das Sicherste und Bequemste war es freilich, was Sie da angezettelt haben, aber auch das Roheste und — eines Teufels würdig!“

„Meiner Betheuerungen,“ fuhr der Graf dazwischen, „sollte es nicht erst bedürfen, um mich besser kennen zu lernen. Ich bin unschuldig —“

„Unschuldig!“ rief Leonie mit wildem Hohne nach. „Ja, Sie sind nicht der Mörder, aber das Messer!“

„Baronin, Sie faseln!“ rief der Graf, indem er sich hoch aufrichtete und sich ein zorniger Ernst in seinen sonst so gelassenen, ja apathischen Zügen kundgab. „Wenn Sie so fortfahren —“

„Wie wollen Sie sich rechtfertigen?“ fragte Leonie

im wilden Tone wie früher, doch über die ungewohnte agressive Miene des Grafen innerlich stutzig geworden.

„Ich habe in dieser Sache nichts gethan," gab der Graf zur Antwort, „gar nichts, was solche Anklage von Ihrer Seite verdiente. Was geschehen ist und was zu erwarten steht, ist längst vorgelegen und hat sich aus sich selbst entwickelt. Der Anklageakt gegen Bruno Haldenried datirt aus einer Zeit, wo wir ihn Beide nicht gekannt haben ...."

„Ein leerer, böswilliger Verdacht!" rief Leonie mit lebhaftester Parteinahme.

„Ich weiß es nicht," gab der Graf zur Antwort. „Möglich, daß sich ein trügerischer Schein von Umständen gegen ihn verschworen. Alles das wird das Gericht aufhellen. Ich habe mündlich und schriftlich das Entgegengesetzteste gehört. Der Schein kann eine nicht begangene Schuld eben so gut vortäuschen, wie er eine wirkliche Schuld in ein zweifelhaftes Dämmerlicht stellen kann. Das Resultat muß abgewartet werden."

Er zuckte mit den Achseln.

„Wie Sie das darstellen, ist es ja beinahe entsetzlicher, als ich es mir bisher gedacht!" rief Leonie.

„Ich kann nicht helfen,“ sagte der Graf. „Glauben Sie, daß mir selbst die Sache sehr unangenehm ist. Sie wissen wohl, daß bei den Verhandlungen mein Name eine wenig beneidenswerthe Rolle zu spielen berufen ist? Wenn ich sage, mein Name, so verstehe ich den meiner Tochter darunter.“

„Sie haben eine schlechte Meinung von diesem Unglücklichen!“ sagte Leonie mit Wehmuth. „Er verräth Ihre Tochter nicht!“

„Glauben Sie denn wirklich,“ erwiederte der Graf, „daß ich es Jemandem, dessen Hals auf dem Spiele steht, übel nehme, wenn er sich an hochstehende Namen klammert und deren Träger zu Gönnern pressen will? Das ist Nothwehr.“

„Er thut es nicht!“ versetzte Leonie fest.

„Darauf kann ich es nicht ankommen lassen,“ gab der Graf ungläubig zur Antwort. „Sie sehen mich auf dem Sprunge, nach Pesth zu reisen, wo der Prozeß zur Verhandlung kommt.“

„Sie können sich diese Reise ersparen,“ rief Leonie. „Ich bürge für Bruno Haldenried's Ehrenhaftigkeit. Er ist von mir als Feind geschieden, doch wie ein

ehrenhafter Feind. Er wird Ihre Tochter nicht verrathen. Ich glaube an seine Unschuld."

„Es freut mich, es tröstet mich, das zu hören," sprach der Graf. „Doch, sagen Sie, wer hat Sie in Paris allarmirt und von diesen Vorgängen unterrichtet?"

„Der Rittmeister, sein Bruder," sagte Leonie mit gesenktem Kopfe, ganz traurig. „Er ist mit mir gefahren und begiebt sich ebenfalls nach Pesth. Der Mensch ist in wahrer Verzweiflung."

„Kein Wunder," sagte der Graf.

In diesem Augenblicke trat Koß ein und meldete die Ankunft der Extrapost.

„Wir sehen uns in wenigen Tagen wieder," fuhr der Graf fort. „Wollen Sie auf einen Augenblick mit mir zu Cornelia hinübergehen?"

„Sie ahnt wohl nichts?" fragte Leonie.

„Nichts, nichts! Ich begleite sie nach Enzdorf. Es ist mir lieb, daß sie hingeht; dort ist sie abgeschnitten von allen Gerüchten. Auf Wiedersehen!"

Ende des ersten Bandes der dritten Abtheilung.

Gluck,
der Reformator der Oper.

Gluck und die Oper. Von Adolf Bernhard Marx. Zwei starke Bände. Gr. 8. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1862.

Derselbe Meister, welchem wir die Darstellung von Beethoven's Leben und Schaffen verdanken, hat uns in diesem Werke das historische Ehrenstandbild des großen Deutschen aufgerichtet, der für das musikalische Drama der europäischen Kulturwelt dasselbe gewesen ist, was sein großer Zeit- und Volksgenosse Lessing für das deutsche Drama — das Ehrenstandbild Christoph Willibald Gluck's, des Reformators der Oper.

Musas praeposuit Sirenis!

so lautet die Unterschrift unter der marmornen Kolossal-büste Gluck's, welche von Houdon's Meisterhand ge-

schaffen, neben den Büsten Quinault's, Lully's und Rameau's im Hause der großen Oper zu Paris dem deutschen Besucher den Ruhm seines großen Landsmannes in's Gedächtniß ruft.*) „Er hat die Musen über die Sirenen gesetzt" — kein treffenderes Motto könnte gefunden werden für das Wirken und Schaffen des Mannes, als dieser alte pythagoräische Ausspruch, den schon unser Wieland auf ihn angewendet hat. Das ganze Marx'sche Werk ist ein einziger siegreicher Beweis dafür. Es zeigt in einer, auch dem Laien klar verständlichen Weise den Werth, die Wichtigkeit und die Größe des Mannes und seiner Schöpfungen auf. Es zeigt uns mit ächt historischer Gedankentiefe das Woher? und Wohin? seines Künstlerlebens und Waltens; es erschließt uns mit der Gründlichkeit des Wissenden und mit der seherischen Begeisterung des Schauenden die innerste Natur des großen Reformators und das Wesen seiner Schöpfungen und lehrt uns zugleich die wunderbaren Widersprüche in seinem künstlerischen Lebensgange aus innern und äußern Bedingnissen des Menschen begreifen. Der philosophisch geschulte

*) Nach dieser Büste ist das Portrait Gluck's, von Albert Hertel gezeichnet, welches das Marx'sche Werk ziert.

Denker und der gelehrte Kenner der Kulturgeschichte, der Psychologe und der Dichter, der gebildete Historiker und der theoretische und praktische Musiker und Fachmann sind thätig gewesen an diesem Werke, das den Namen seines Verfassers unvergänglich an das Gedächtniß des Mannes knüpfen wird, dessen Namen es an seiner Stirne trägt.

Von den fünf Büchern, in welche das Ganze zerfällt, schildert das erste nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung und den Beruf Gluck's die Jugendgeschichte des Meisters bis zu dessen siebenundzwanzigsten Jahre. Das zweite die „italische Zeit", sein Schaffen auf dem Standpunkte und mit den Mitteln der bisherigen italienischen Oper, seine ersten Berührungen mit französischen Musikern in Paris und mit Händel in London. Diese Periode reicht bis in Gluck's achtundvierzigstes Lebensjahr, — denn erst in einem Alter, in welchem die meisten seiner großen Kunstgenossen bereits die Höhe ihrer Wirksamkeit erreicht haben, begann dem spät reifenden der entscheidende Durchbruch zu der seinigen, zur Erfüllung seiner Aufgabe, der „Reformation der Oper" in den zehn Jahren seiner Wiener Thätigkeit (1760—1770), welche das dritte

Buch schildert, und deren siegreichen Erfolg nach heftigsten Kämpfen auf der großen Ringstätte der Welthauptstadt Paris das vierte Buch erzählt. Das fünfte Buch endlich berichtet über den „Ausgang“ des großen Künstlerlebens.

Man hat es in der Anordnung des Werkes getadelt, daß der Verfasser nicht, zur bequemern Ueberschau des Lesers, den individuell biographischen von dem ästhetisch-kritischen Theile äußerlich streng gesondert, sondern es vorgezogen hat, sie beide chronologisch in einander zu verflechten. Ich erkenne in diesem Tadel vielmehr ein Lob. Denn nicht die Bequemlichkeit des flüchtigen Lesers ist bei einer biographisch-historischen Komposition, wie diese, das Maßgebende, sondern die künstlerische Nothwendigkeit ist es, welche auf eine höhere Einheit dringt, und die dem biographischen Künstler nicht gestattet, das künstlerische Individuum, das er schildern will, von seinen Werken, sein äußeres Leben von seinen Schöpfungen zu trennen. Zumal bei einem Manne wie Gluck, dessen äußeres persönliches Leben abgetrennt von seinen Werken und der Entfaltung seines Wesens in ihnen, fast unbedeutend erscheinen muß. Aber wäre dieses Leben auch hundertmal reicher

und wechselvoller, wäre es an Fülle des persönlichen Interesses selbst dem Leben eines Goethe vergleichbar, — welchem Biographen könnte es einfallen, Goethe's Leben von seinen Werken, den äußeren Gang seiner persönlichen Schicksale getrennt von seiner innern Entwickelung und deren Ausprägung in seinen Schöpfungen darzustellen?

Christoph Willibald Gluck stammte aus einer Försterfamilie der Oberpfalz, wo er am 2. April 1714 zu Weidenwang seinem Vater, dem dortigen Förster, geboren ward. Der Vater, früher Büchsenspanner des Prinzen Eugen von Savoyen, siedelte indeß schon drei Jahre nach des Sohnes Geburt nach Böhmen über, wo er als Forstmeister in die Dienste verschiedener böhmischer Magnaten, der Fürsten Kaunitz, Kinsky und Lobkowitz trat. Die Nachrichten über des Sohnes Jugendjahre sind spärlicher Art. Aber Eins steht fest: er hat eine glückliche Jugend gehabt. An Körper und Seele wohlgeboren, wuchs er auf, fern vom Geräusch der Städte, im frischen grünen böhmischen Waldleben, so recht am Herzen der Natur, unverzärtelt durch die Erziehung des Vaters, den seine Buben oft auf seinen Waldritten selbst mitten im Winter barfuß begleiten

mußten, um ihm Jagdgeräth oder Meßwerkzeug nachzutragen. Das zweite Glück war, daß er von frühzeitiger Musikdressur verschont blieb, denn sein Vater dachte nicht daran, aus dem lebhaften, starken und feurigen Knaben einen Musiker zu machen, eher einen Forstmann. Musik lernte er spielend und von selbst in dem musikfrohen Böhmerlande. Er sang und spielte Violine und Violoncello schon ziemlich fertig, als er noch in des Vaters Försterwohnung sein Wesen trieb. Das dritte Glück ward ihm zu Theil durch eine für jene Zeiten sehr tüchtige Schulausbildung. Der Vater wollte einen Mann aus ihm machen, der sich zu den Studirten zählen könne, und brachte ihn mit vierzehn Jahren auf das Jesuiten-Gymnasium zu Kommotau, wo er bis zu seinem zwanzigsten Jahre den Unterricht genoß. Was auch von der knechtenden Engherzigkeit der Jesuitenschulen gesagt werden mag. — Gewiß ist, daß Gluck dieser Anstalt eine nicht verächtliche formale Ausbildung und ein Wissen verdankte, wie man es bei Musikern von Haus aus nicht gerade oft findet. Ein guter „Schulsack" ist aber eine dankenswerthe Mitgift in's Leben für den Künstler. Auch seine musikalische Ausbildung ward dort gefördert. Er lernte Klavier

und Orgel spielen, und durfte bei den Kirchenmusiken mitwirken. Zwanzigjährig bezog er die Universität zu Prag. Hier war er angewiesen, sich selbst fortzuhelfen, denn die Mittel des Vaters waren beschränkt und die Familie zahlreich. Musik und Gesangunterricht mußten aushelfen, den Musensohn zu erhalten, und in den Ferien wanderte er als ächter „Prager Student“ im Lande umher und spielte den Dörflern zum Tanze auf, wofür er oft nur in Lebensmitteln bezahlt ward.

Bessere Erträge gewährte später sein Violoncell- und Violinspiel bei Konzerten in größeren böhmischen Städten und auf den Schlössern des reichen Adels, unter dem er in der Familie Lobkowitz, der viele seiner Vorfahren als Förster gedient hatten, besondere Gönner fand, durch deren Vermittelung es ihm möglich ward (1736) nach Wien zu gehen, um sich dort weiter musikalisch auszubilden. Hier lernte ihn im Lobkowitz'schen Hause der lombardische Principe Melzi kennen, der ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und ihn mit sich nach Mailand nahm, wo er ihn der der Leitung des Komponisten San Martini übergab. In seiner Schule blieb Gluck vier Jahre. Dann trat er am Mailänder Theater mit seiner ersten Oper

„Artaserse“ auf, der binnen fünf Jahre noch sieben andere große Opern nachfolgten. Alle diese Opern waren durchaus in der Weise der italienischen Oper geschrieben, die damals, Frankreich ausgenommen, alle Bühnen Europa's beherrschte.

Die italienische Oper war aus dem Gedanken hervorgegangen, das altgriechische Drama, die Verbindung von Poesie und Musik, wiederherzustellen. Aber so begreiflich diese Idee bei den Romanen sein mochte, — ihre Ausführung war eine Unmöglichkeit in einem Volke und in einer Zeit, denen alle Lebensbedingungen und Grundlagen fehlten, unter denen und auf welchen die antike Tragödie erwachsen war. Was durch jenes Streben gewonnen wurde, war die freie Gestalt der Musikrede, das Recitativ, und die Seelenmacht edlen nach Wahrhaftigkeit trachtenden Gesanges. Aber der sittliche, religiöse und politische Inhalt der antiken Tragödie fehlte der neuen Schöpfung, wie er dem gesunkenen, in Knechtschaft, Sinnlichkeit und Geistesträgheit verkommenen italischen Volke fehlte. Freilich waren die Dichtungsstoffe, die man wählte, fast durchweg dem antiken Leben, oder vielmehr der griechischen und römischen wie der mittelalterlichen Geschichte ent-

nommen, und die Götter und Heroen der alten Mythologie bewegten sich in der neuentstandenen Oper, dem musikalischen Drama, unter und neben den großen Namen der Könige und Helden, der Kaiser und Tyrannen des Alterthums. Aber sie waren Schatten ohne Körper, hohle Namen ohne Inhalt, Masken, hinter denen sich die neue italische Zeit ihr Leben, ihre Weltanschauung und das einzige Pathos versteckten, dessen diese italische Menschheit fähig war. Dies Pathos war die Liebe, die sinnliche mit Intriguen durchflochtene Liebe, wie sie der italische Roman des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vorfand. Hannibal und Scipio, Cato und Nero, Cäsar und Alexander, das ganze Heer der großen Helden und Herrscher der alten Welt, — ihrer Aller Lebensinhalt auf der Bühne in dem neuerweckten antiken Drama war — die Liebe. Und wo diese nicht ausreichte, trat der Prunk äußerer Ausstattung und das Schaugepränge der Aufzüge, Verwandlungen u. s. f. ausfüllend hinzu, — jene Auskunftsmittel der geistigen Armseligkeit, berechnet auf das gaffende Staunen der blöden Masse, vor dem schon Aristoteles in seiner Poetik die Dichter

warnen zu müssen glaubte.*) Ein weiteres Ausfüllungsmittel der inhaltlichen Hohlheit waren ferner die Ballets, die ohne Zusammenhang mit der Oper selbst, als Zwischenspiele eingeschaltet wurden, während man die Bereicherung und Ausdehnung des dramatischen Hergangs der Oper selbst durch Verdoppelung des Hauptmotivs und durch allerhand fremdartige Zusätze bewirkte, zu dem einen Liebesverhältnisse ein zweites und drittes stellte, und der Liebe außer den verwandten Motiven der Eifersucht, Untreue ꝛc. auch noch ganz fremdartige, Ruhm- und Herrschsucht, Hofintriguen, Palastrevolutionen u. s. w. zugesellte. In allen diesen Dingen war die italische Oper, das neuerweckte antike Drama, nur der getreue Abdruck des wirklichen Lebens der Zeit und der sittlichen und politischen Verkommenheit des italischen Volkes, wie das Marx (S. 50—57.) vortrefflich nachweist.

So war die Dichtung beschaffen, mit der der Komponist es zu thun hatte, die er durch seine Musik zum erhöhten Leben bringen sollte. Aber diese Aufgabe war nur am Lebendigen zu lösen, nicht an dem von

*) Aristoteles Poetik. Kap. XIV., §. 2—3. (S. 118 der deutschen Uebersetzung von Ad. Stahr.)

Hause aus Todten! Und diese Personen, diese Maskenbilder mit prunkendem Namen, waren todt und lebensunfähig, ihr Charakter, ihr Dasein, ihr Pathos ohne Wahrheit. Was blieb dem Musiker übrig, als sie für das zu nehmen, was sie für den Dichter gewesen waren, für harmlosen Maskenscherz, und sich an den eigentlichen Inhalt des hinter diesen Larven verborgenen Tageslebens zu halten? Darauf verstand sich die Musik des italischen Volkes damals so trefflich wie heute. Sie ward die Stimme dieser durch sie beseelten Masken, der Gesang wurde die Seele der Oper und die Sänger die Träger derselben; für sie und ihre Individualität zu wirken, ward die Aufgabe des Komponisten, und die Melodie als Ausdruck der vorwaltenden Persönlichkeit damit das Hauptmoment der Oper. Und da für diese alleinherrschende Melodie die günstigste Stimme erkoren werden mußte, diese aber der Discant ist, so war damit in naturnothwendiger Folgerichtigkeit die Herrschaft der Sängerinnen in der Oper entschieden, die Komponisten zu „Leibschneidern für Stimme und Manier der jedesmaligen Hauptsängerin“ herabgesetzt. „Die Sängerin — war die Oper!“

Doch nicht ganz! Neben die Sängerinnen traten

als Mitregenten die Kastraten. Kastraten spielten und sangen nicht nur in Alt und Tenor, sondern auch im Diskant, die Helden und Liebhaber in dem neuen musikalischen Drama, die Catone und Thoas, die Alexander und Cäsar! — für uns unfaßbar und undenkbar, für die damaligen Italiener ohne Anstoß, denn ihnen war es lediglich um den Gesang, um die Stimme des Singenden zu thun, um derentwillen die ganze Oper ja allein da war, die aus einer möglichst reichen Garnitur von dreißig bis vierzig und mehr Arien bestand, an die sich in sehr geringer Zahl Duette und noch spärlicher Terzette und Quartette, so wie ein paar kurze und bedeutungslose Chorsätze anschlossen. Vorbereitende und einleitende Ouverturen gab es nicht. Sie waren nicht nöthig für eine Oper, die lediglich auf sinnlich-vergnügende Unterhaltung des Hörers gestellt war. Das „trockene Recitativ" (recitativo secco), das die Arien verknüpfte, sollte nichts anderes vorstellen, als die platte prosaische Rede des gemeinen Lebens. Es war ein nothwendiges Uebel, eine lästige Aeußerlichkeit, und wurde als solches behandelt. Die Zuschauer conversirten, scherzten und lachten, aßen und tranken, liebelten und kokettirten

während des Zwischenraums von einer Arie zur andern, in Logen und Parterre, wie zum Theil noch heute in Italien geschieht. Der Bau der Arie selbst, das Hauptstück der Oper, war von einer unglaublichen Einförmigkeit.

So war die Oper beschaffen, als Gluck nach Italien kam. Sie war der durchaus gemäße Ausdruck des Lebens und Charakters der Nation, die sie geschaffen, und die Theilnahme an dieser Volkslust und die Thätigkeit für sie gingen in's Ungeheure. In Venedig allein wurden in vierundsechszig Jahren (1637—1700) dreihundertsiebenundfünfzig neue Opern von vierzig Komponisten gegeben, und zehn Jahre später war diese Zahl auf fast ein halbes Tausend gestiegen. Die Fruchtbarkeit der Komponisten grenzte an das Unglaubliche; ein Hasse wußte selbst nicht mehr, wie viele Opern er eigentlich geschrieben. „Eine Oper muß in einem kleinen Monat gemacht, gelernt und aufgeführt sein," schrieb noch 1773 ein italienisirter deutscher Musiker, Naumann, aus Italien nach Deutschland. Originalität war dabei unmöglich, doch zeigten einzelne Blüthen, z. B. in den Opern Traetta's und Majo's, die reiche Begabung des Volks und die Mög-

lichkeit eines tiefergreifenden Fortschritts, den zu thun einem fremden, dem deutschen Volksgeiste vorbehalten war.

So schildert der Biograph den Grund und Boden, auf dem Gluck erwachsen und dem er die Möglichkeit seines künstlerischen Daseins verdanken sollte. Es ist eine Schilderung voll ächt historischen Geistes, erfüllt von jener philosophischen Anschauungsweise, welche jedes Volk und jede Zeit mit ihren Produktionen als nothwendige Momente in dem Entwickelungsgange des Menschenthums zu begreifen strebt, und darum allein auf Gerechtigkeit und Wahrheit Anspruch erheben darf.

Gluck tritt uns beim Beginn und in der ganzen ersten vierzehnjährigen Periode seiner Komponisten-Laufbahn durchaus nicht als Reformator entgegen. Die sämmtlichen Opern, die er während dieser Zeit schuf, — acht an der Zahl — bewegen sich durchweg in dem herkömmlichen oben geschilderten Wesen, nur daß hier und da bei den Deutschen ein mehr wahrhafter Gefühlsausdruck als bei den meisten Italienern sich geltend macht. Er erwirbt sich in Italien einen Namen und wird nach der hyperbolischen Sprache der Zeit, berühmt alle stelle; aber er bleibt wesentlich

ein Opernkomponist wie andere auch. Im Jahre 1745 geht er als Begleiter seines Gönners, des Fürsten Lobkowitz, über Paris, wo er Rameau kennen lernt, nach London, wo die Begegnung mit dem fast dreißig Jahre älteren Meister Händel nachhaltig auf ihn einwirkt, und die Berührung mit dem ersten musikalischen Genius des Jahrhunderts ihn gekräftigt und erhoben entläßt, trotzdem daß seine Oper „La caduta de' Giganti“, die er in London auf die Bühne brachte, keinen irgend bedeutenden Erfolg errang. Von London (1746) nach Deutschland zurückkehrend, feiert er zwei Jahre lang. Er fungirt eine Zeitlang bei dem Operndirektor Mingotti in Hamburg und Dresden als Kapellmeister und komponirt für denselben ein Festspiel in der gewöhnlichen Art. Aber erst in der Oper „Semiramis“, welche er 1748, nach Wien zurückgekehrt, zu Maria Theresia's Geburtsfeste komponirte, begann der Genius in ihm die ersten Flügelschläge. Die Oper ist noch ganz italienisch, der Gegenstand, das Libretto, ein Produkt des damaligen „untrüglichen Opernpapstes“ Metastasio, nicht seine Wahl. Dennoch beginnt hier der Fortschritt, regt sich bereits mitten in welscher Umgebung das deutsche Gemüth in ihm.

„Wie ein hochaufgestautes Wasser jedes Ritzchen aufsucht, um durchzusickern und vielleicht mächtigern Abfluß zu gewinnen, so quillt bei jedem Anlaß, bei jedem Naturbilde, bei jeder gelegentlichen Regung das geschäftig wühlende Gemüths- und Musikleben hervor, und endlich — gerade wo es einzig möglich war, wo die Oper ein einzig Mal Drama wird, bricht es machtvoll durch und gewährt einen Einblick in die schnell wieder verhüllte Zukunft des Künstlers und der Oper."

Vierundzwanzig Jahre lang (1748 — 1773 blieb jetzt Wien der Hauptsitz Glucks. Er komponirt während dieser langen Zeit zunächst eine Reihe von sechszehn Opern und Festspielen, alle mehr oder weniger im Geschmack der italischen Oper, unter denen neben der Semiramis besonders die Oper Telemacco, welche er 1750 in Rom aufführen ließ, Glück machte. Die Leitung der Aufführungen seiner Opern führten wiederholte Reisen nach Rom, Neapel und Kopenhagen herbei, die seinen Ruf erhöhten. Auch äußere Erfolgzeichen fehlen nicht. Der Papst verleiht ihm die Ritterwürde des Goldenen Sporns und er durfte fortan sich il cavaliere de Gluck schreiben und der adligen Ge-

sellschaft ebenbürtig achten. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn (1754) zum Kapellmeister ihres Hoftheaters, ein reicher Bankier in Wien giebt ihm seine Tochter zur Ehe, mit der er in glücklicher Gemeinschaft bis zum Schlusse seiner Laufbahn lebte, die Wiener hohe Gesellschaft liebte und ehrte ihn, alle Thüren standen dem berühmten Maestro, dem heitern Sänger, dem trefflichen Geiger, dem liebenswürdigen Gesellschafter offen. Es fehlte eben an keinem Guten, an keinem Lebensglücke und äußern Erfolge. Und doch — wenn der funfzigjährige Mann jetzt gestorben wäre, so würde die Geschichte der Musik kaum Ursache haben, auch nur seines Namens zu erwähnen. Denn alles das, was ihn zu Gluck, zu dem Gluck machen sollte, mit welchem sich eins der trefflichsten Werke der Kunstgeschichte neuerer Zeit beschäftigt, alle die Schöpfungen, die seinen Namen unsterblich machen und eine völlige Reformation der Oper hervorbringen sollten — sie lagen damals noch vor ihm, noch ungeschaffen im Nebel der Zukunft. Gluck, der Schöpfer der wahren Oper, begann seine eigentliche Laufbahn in einem Lebensalter, in welchem die meisten andern großen Musiker dieselbe bereits beschlossen haben.

Und auch dann war diese Bahn keine solche, die in grader Linie von Stufe zu Stufe ohne Umweg zum Ziele aufsteigt, vielmehr hat Marx vortrefflich gezeigt, wie Gluck selbst, nachdem ihm bereits die Sonne der neuen Wahrheit aufgegangen war, immer wieder von Zeit zu Zeit von ihr und von sich selbst ab- und in das alte Wesen der Aeußerlichkeit und Unwahrheit zurückfiel, aber nie, ohne daß sich dieser Abfall empfindlich an ihm rächte.

Schon in der Oper Telemacco (1750) hatte er den ersten Versuch gemacht, den Standpunkt der Italienischen Oper zu Gunsten festerer dramatischer Gestaltung zu überschreiten. Es war ein Vorversuch der späteren Reformation (Marx I. S. 201—202., vgl. S. 189 ff.), für deren Schöpfungen er bedeutende Theile und Gedanken dieser früheren Arbeit zu benutzen keinen Anstand nahm. Den ersten wahrhaft musikalischen Stoff fand er in der Innocenza giustificata (1755). Von da ab führte ihn das eigenste innere Bedürfniß, unterstützt durch seine wachsende allgemeine ästhetische Bildung, für die er ernstliche Studien machte, (M. S. 280 und 286) auf den Kern und Grund dessen, was ihm fehlte, um seine ganze

Kraft und Begabung als Musiker zu bethätigen und sich selbst in seinem Schaffen zu befriedigen. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß es der Dichter sei, der bisher den Opernkomponisten im Stiche gelassen, und daß der Oper bisher das würdige Substrat eines einheitlichen, auf Wahrheit eines menschlichen Pathos gebauten, dramatisch wirksamen Gedichts gefehlt habe. Mit dieser Einsicht begann die Reformation der Oper, „denn nur aus dem Zurückgehen auf den Grund der Dinge kann überall Reformation und Fortschritt erwachsen" (S. 287). Mögen die deutschen Komponisten den warnenden Rath beherzigen, den ihnen in Bezug auf die dichterische Grundlage der Oper der Meister der Musikwissenschaft zuruft (S. 288).

Schritt vor Schritt sehen wir jetzt Gluck dem eigentlichen Ziele seiner Lebensaufgabe näher rücken. Das Glück begünstigt ihn, indem es ihm einen gebildeten Freund giebt, der mit Gluck zu fühlen im Stande ist, was der Oper noth thut und hinreichende poetische Begabung besitzt, um dem sehnenden Verlangen des Musikers nachzukommen. Ein kaiserlicher Beamter in Wien, Italiener von Geburt, ein literarisch und

ästhetisch gebildeter Mann und als solcher mit Gluck schon längere Zeit in eng befreundetem Verkehre lebend, Raniero di Calzabigi, dichtet ihm, was er braucht, den Operntext zum Orpheus. Welchen Antheil Gluck an dem Gedicht hatte, ist von Marx (S. 289—90., vgl. 391 ff.) nachgewiesen.

Der „Orpheus" (1762) ist nur erst ein Schritt auf der Bahn der Reformation, aber ein mächtiger. Die ersten Morgenstrahlen der neuen Sonne erscheinen mit diesem Werke am Himmel der Kunst des musikalischen Drama's. Durch das Gedicht — so dramatisch unvollkommen es auch noch sein mag — hat jetzt Gluck zuerst ein würdiges Substrat seiner Musik gewonnen. Er schafft sich das Recitativ als die „hohe Sprache" des Dramas; er gestaltet die Arie um zu dramatischem Anschlusse an die Einheit des Ganzen, und gründet so das musikalische Drama als musikalisch einheitliches Werk. Wir müssen es uns hier, wie später, versagen, auf die meisterhaften Ausführungen des Marx'schen Werks näher einzugehen, da ein Auszug derselben schlechterdings unmöglich ist. — Dem „Orpheus" folgte fünf Jahre später (1767) die „Alceste" und dieser zwei Jahre darauf die Oper „Pa-

ris und Helena," zu denen wiederum Calzabigi als Dichter den Text lieferte. Der Fortschritt von Orpheus zu Alceste war ein musikalischer, indem di letzte Oper gegen die erste gehalten, mit der sie übrigens den Mangel an wahrhafter dramatischer Handlung theilte — den italischen Boden durchaus verlassen und mit dem deutschen vertauscht hatte. Mit „Paris und Helena" dagegen führt Gluck das Moment wirklicher Handlung, den Konflikt, das Ringen des Menschen gegen den Menschen und den Gegensatz der Charaktere zuerst in das musikalische Drama ein. Die wesentlichen Eigenschaften Glucks, Treue und Großheit, kommen in diesen drei Werken zu ihrer vollen Entfaltung, und wenn auch diese Werke noch lange nicht die höchsten sind, die er geschaffen: die Großheit in der tiefdurchdachten Auffassung des dichterischen Stoffs, und die hingebende Treue, mit welcher er sich vor allem in ihn versenkt, verdient es, von dem Biographen als Aeschyleisch bezeichnet zu werden. Die dichterische Komposition ist es, von der er überall ausgeht, sie ist ihm das prius, der Ausgangspunkt, die Operationsbasis seines musikalischen Schaffens. „Ehe ich arbeite, suche ich vor allen Dingen zu ver-

gessen, daß ich Musiker bin!" sagt er selbst. Er schafft (wie er selbst sich ausdrückt) als „säße er" bereits „selbst im Parterre" als ergriffener Schauer und Hörer, und das ist die rechte Weise, in der, wie schon Aristoteles gesagt hat, der dramatische Dichter schaffen soll und muß. „Er muß (sagt der alte Weise von Stagira in seiner Poetik Cap. XVII.) seine Fabeln so komponiren und in der sprachlichen Darstellung ausführen, daß er dieselben in jedem Augenblicke, soviel als irgend möglich, sich selbst leibhaftig vor Augen gegenwärtig hält. Denn so allein, wenn er sie mit möglichster Deutlichkeit sieht, als wenn er selbst bei allem was geschieht mit anwesend wäre, kann er finden, was das jedesmal Passende ist und sich möglichst wenig über das Gegentheil täuschen." Grade so verfuhr, so schuf Gluck, denn nur das vom Künstler innerlich mit Erlebte wirkt, „zieht Blut" (tira sangue), wie er zu sagen pflegte. Ja selbst Gluck, der Dirigent des bereits geschaffenen Kunstwerks unterlag diesem Zauber. Ein Zeitgenosse, der berühmte Kontrabassist Joseph Kämpfer, schildert uns sein Verhalten als Dirigent der Proben am Klavier, wie „jede Stelle des Affekts, des Wilden, Sanften,

Traurigen sich in allen seinen Mienen und Geberden malte." „Er lebt und stirbt mit seinen Helden, wüthet mit dem Achill, weint mit der Iphigenia, und in der Sterbearie der Alceste, bei der Stelle: Manco ..., moro ... e in tanto affanno non ho pianto — sinkt er ordentlich zurück und wird mit ihr beinahe zur Leiche."

Trotz alledem ist es eine falsche Vorstellung, zu glauben, daß Gluck, seit er den ersten Schritt auf seiner reformatorischen Bahn gemacht hatte, dem erkannten Ideale in unverrückbarer Folgerichtigkeit nachgestrebt habe. Mit feinster psychologischer Erkenntniß von dem Wesen und der Bedingtheit seines Helden zeigt uns hier der Biograph den wahren Sachverhalt auf. Dem Manne, „der damit begonnen hatte, sich aus Dunkelheit und Armuth Schritt vor Schritt empor zu arbeiten, ihm mit diesem (grunddeutschen) Grundzuge der Dienstlichkeit in seinem Charakter, und mit diesem, allen Künstlern eignen, Drange sich zu bethätigen — ihm scheint es schlechthin unmöglich gewesen zu sein, sich zu versagen, wo nur irgend eine Gelegenheit zur Bethätigung sich darbot. — Man muß eben bei der Betrachtung von Menschen begreifen

lernen, daß sie von allzuvielfältigen Strebungen bewegt werden, als daß ihr Verhalten stets derselben graden Linie folgen könnte, welche die Grundlinie ihrer Bestimmung, das in ihnen lebende Ideal ist. Um diese ideal-grade Lebenslinie schlingt sich, in Wellenlinien rechts und links abweichend das wirkliche Leben; und grade diese Wellenlinie, bald so bald anders gewunden, ist der Ausdruck des individuellen Charakters jedes Menschen."

Dennoch hatte Gluck ein volles Bewußtsein seiner großen Aufgabe und über die Art, wie er sie zu lösen unternommen. Dies beweisen seine Zueignungsschriften zu den Partituren der Alceste und der Oper Paris und Helena, welche Marx (I. S. 440—460) mittheilt und bespricht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß beide Schriften von Gluck selbst herrühren. Das Verdienst ihrer richtigen Würdigung gehört dem Verfasser der Biographie.

So hatte ein Deutscher in Deutschland das Kunstwerk des neuen musikalischen Dramas geschaffen. Aber Deutschland war nicht die Stätte, wo der neuen Idee das volle Verständniß, dem Werke der Reformation die Stätte fruchtbarer und entscheidender Wirksamkeit

geboten werden konnte. Hatte doch auch Händel diese Stätte im Auslande sich suchen müssen, die ihm das durch die Fürstenwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts tief herabgekommene Vaterland nicht darbot. Auch Gluck fühlte das, und die Begeisterung für sein Ideal ließ den jetzt Sechszigjährigen den Gedanken fassen, seine Wirksamkeit nach Paris, dem Mittelpunkt aller aufstrebenden Bildung Europa's, zu verlegen, nach Paris, das allein eine große Oper besaß, „die etwas Anderes war und wollte, als die italische," und die vor allem Gewicht auf den dramatischen Charakter legte. Ein Freund, der Bailli des Maltheserordens, du Rollet, ein Mann von feinem Kunstsinn und Geschmack, der die drei Reformopern Gluck's verständnißvoll in sich aufgenommen hatte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze.

Du Rollet that noch mehr. Er dichtete ihm zum Zwecke seines Auftretens in Paris „Iphigenie in Aulis" nach Racine's Komödie. Gluck ging an's Werk, die Komposition ward vollendet, und seine ehemalige Schülerin Marie Antoinette, jetzt Gemahlin des Dauphins von Frankreich erwirkte den Befehl zur Aufführung der Oper und die Einladung an den Komponisten, nach

Paris zu kommen, um Proben und Aufführung persönlich zu leiten. Ich übergehe die vortrefflichen Kapitel des zweiten Bandes, in welchen Marx über die antike Iphigenie, über Racine's und Rollet's Dichtungen, sowie über Gluck's Komposition eine Fülle der tiefsten und feinsten Untersuchungen mittheilt, und begnüge mich, den weitern historischen Verlauf von Gluck's reformatorischer Wirksamkeit in flüchtigen Umrissen zu skizziren.

Zahllose Schwierigkeiten setzen sich ihm entgegen. Seine Energie, sein stolzes Selbstbewußtsein, unterstützt von der Gunst seiner mächtigen Schülerin, Marie Antoinette, überwindet sie alle. Der Sohn des von den Franzosen damals noch so tief verachteten deutschen Volkes erringt den vollständigsten Triumph. Seine „Iphigenie in Aulis“, sein „Orpheus“ erregen Enthusiasmus, überhäufen den Schöpfer derselben mit Gold und Ehren, verschaffen ihm die Schätzung und Freundschaft der ersten Geister Frankreichs. Der Erfolg berauscht ihn nicht, aber er erweckt ihm heftige Gegner, die ihm in dem Italiener Piccini einen Rival gegenüberstellen, und einen Kampf herbeiführen, der die ganze damalige Welt Frankreichs in zwei feindliche

Heerlager theilte. Gluck war nicht stark genug, der Versuchung zu widerstehen, durch gesteigerte Produktion, und — was schlimmer war — durch theilweisen Abfall von seiner Idee in der Umarbeitung seiner früheren reformatorischen Werke, Vortheil, Ehre und Erfolg steigern zu wollen. Die Strafe dafür blieb nicht aus. Ein Revolutionair, der Konzessionen macht, ist immer verloren, und Gluck war ein Revolutionair im Reiche des musikalischen Dramas. Schon meinten seine Gegner ihn besiegt, da raffte sich der alte Löwe auf's Neue empor zu einer Schöpfung, die sein Prinzip wieder in hellem Glanze erstrahlen ließ. Er schuf seine „Armide“ nach Quinault's Dichtung (1777) und sein Meisterwerk die „Iphigenie auf Tauris“ (1779). Der Erfolg dieser beiden Werke, zumal der letzteren Oper, die in drei Jahren hundertundfünfzig Mal in Paris aufgeführt wurde, war ein Alles überwältigender. Der Sieg des neuen Prinzips war entschieden, und der vollendetste Ausdruck desselben, die „Taurische Iphigenie“, hielt ihren Triumphzug über alle Bühnen Europa's, und steht noch heute da als unerreichtes Muster des ächten großen tragischen Styls im musikalischen Drama der neuen Zeit.

Gluck's Laufbahn war abgeschlossen, er hatte sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Am Vorabend des großen politischen Dramas, das die sozialen Zustände der Welt umgestalten sollte, hatte er die friedliche Revolution auf seinem Kunstgebiete vollendet, und dieselbe Marie Antoinette, deren Haupt jenes furchtbare Revolutionsdrama treffen sollte, hatte die Revolution des Künstlers fördern helfen. Gluck starb, an Jahren und Ehren reich, in seinem lieben Wien, wohin er sich nach seinen Pariser Triumphen zurückgezogen hatte, am 15. November 1788, kaum ein Jahr vor dem Untergange der Welt, in der er gelebt hatte, und deren Händel unbemerkt an ihm vorübergezogen waren. Es war eine wohlverdiente Gunst des Schicksals, daß es dem ruhmreichen Greise erspart blieb, den Sturz des lyrischen Italianismus in Leben und Staat des achtzehnten Jahrhunderts durch den Komponisten Weltgeist zu erleben, und das Haupt seiner angebeteten Gönnerin Marie Antoinette unter dem blutigen Taktschlage der Guillotine fallen zu sehen.

Lassen wir das letzte Wort dem Manne, dessen biographisches Meisterwerk uns zu diesen Zeilen Veranlassung geboten hat. Der Verfasser von „Gluck und

die Oper" läßt sich am Schlusse seines Werkes also vernehmen:

„Erheben wir uns über den Standpunkt des bloßen Musikers zu dem höheren, auf dem die menschlichen Dinge unparteiisch gegen einander und in Hinsicht auf die geistige und sittliche Wohlfahrt der Völker gewogen werden, so können wir Angesichts der heutigen und schon lange bestehenden Ueberwucherung des ganzen Lebens durch Musik und obenein durch eine tiefgesunkene Musik, in welcher Zerstreuung, Sinnengenuß und virtuosische Hoffarth die Herrschaft an sich gerissen haben, dem einsichtigen und gesinnungsedlen Geschichtsschreiber nicht widersprechen. Ja, wenn die Musik nicht edlere Kräfte in sich trüge, so hätte auch der Dramaturg (Schlegel) Recht, der der Oper keine andere als jene niedere Sphäre zuweisen will, weil er sie zu der höheren nicht befähigt erachtet. Allein eben hier tritt, neben der tieferen Erkenntniß von dem Wesen der Musik, die Geschichte derselben tröstend und belehrend heran. Sie berichtet, wie viele Männer von hohem Geist und edler Gesinnung in der Musik den Ausdruck ihres Lebensinhalts gefunden, wie viele Tausende — und unter ihnen Hervorragende an

Geist und Gemüth — sich an den Offenbarungen dieser Kunst erhoben und beseligt haben, — an Offenbarungen, die eben nur sie kundzugeben vermochte, wie denn im Kreise der Künste jede ihren besonderen, von keiner anderen ersetzbaren Beruf und Wirkungskreis erfüllt. Hierin, nicht im Uebermaß der Verwendung und im Verderb, ist Wesen und Recht der Tonkunst zu fassen. Darum wird, so lange Menschen menschenwürdig bestehen, die Tragödie in ihrer klaren Höhe walten, unantastbar durch die Oper. Aber in Regionen und Zeiten, welche der Tragödie nicht zugänglich sind, sondern den Zutritt der Musik fordern, da wird das musikalische Drama in allen seinen Gestaltungen in sein Recht treten. *Die höchste dieser Gestaltungen aber hat die Geschichte an den Namen Gluck geknüpft.* Er hat jene Heroengestalten ohne Gleichen wieder heraufgeführt, von denen die Muse der Tragödie nach innerer Nothwendigkeit längst und für immer zurückgetreten ist, — wofern sie nicht in veränderter Bedeutung (Goethe's Iphigenie) dieselben Gestalten zu neuem, ganz anderem Leben herbeigerufen hat. Und in diesen Kreis hoher Gestalten und Geschicke hat Gluck eingeführt, als kein Dichter vorhanden



war, Gleiches zu gewähren, und kein Volk reif, solchen Dichter aus sich zu erzeugen oder aufzunehmen.

„Die Zeit steht vor den noch verschlossenen Pforten des heutigen Daseins, wo die Völker sich durch harte Kämpfe zu neuem in Freiheit erhöhtem Dasein emporringen werden. Dann — und nicht eher — wird die neue Idee das Leben der Völker durchflammen und überglänzen. Dann wird der berufene Dichter die Tragödie schaffen, die das klare hochherrlich tönende Wort ausruft über die Völker. Dann aber — und nicht eher — wird der neue Gluck erstehen und die Gemüther erfüllen und beflügeln, in der Harmonie der Töne die Harmonie des neuen Lebens zu vernehmen."

Ich stehe am Schlusse meiner Anzeige. Sie ist kaum ein flüchtig mit der Hand geschöpfter Trunk aus der überreichen Quelle, die in dem Werke selbst dem nach Erkenntniß des Genius und seiner Werke Verlangenden fließt; aber sie hat ihren Zweck erfüllt, wenn es ihr gelungen sein sollte, den Leser einzuladen, sich an die Quelle reichster Belehrung und Erhebung selbst zu wenden.

Adolf Stahr.





